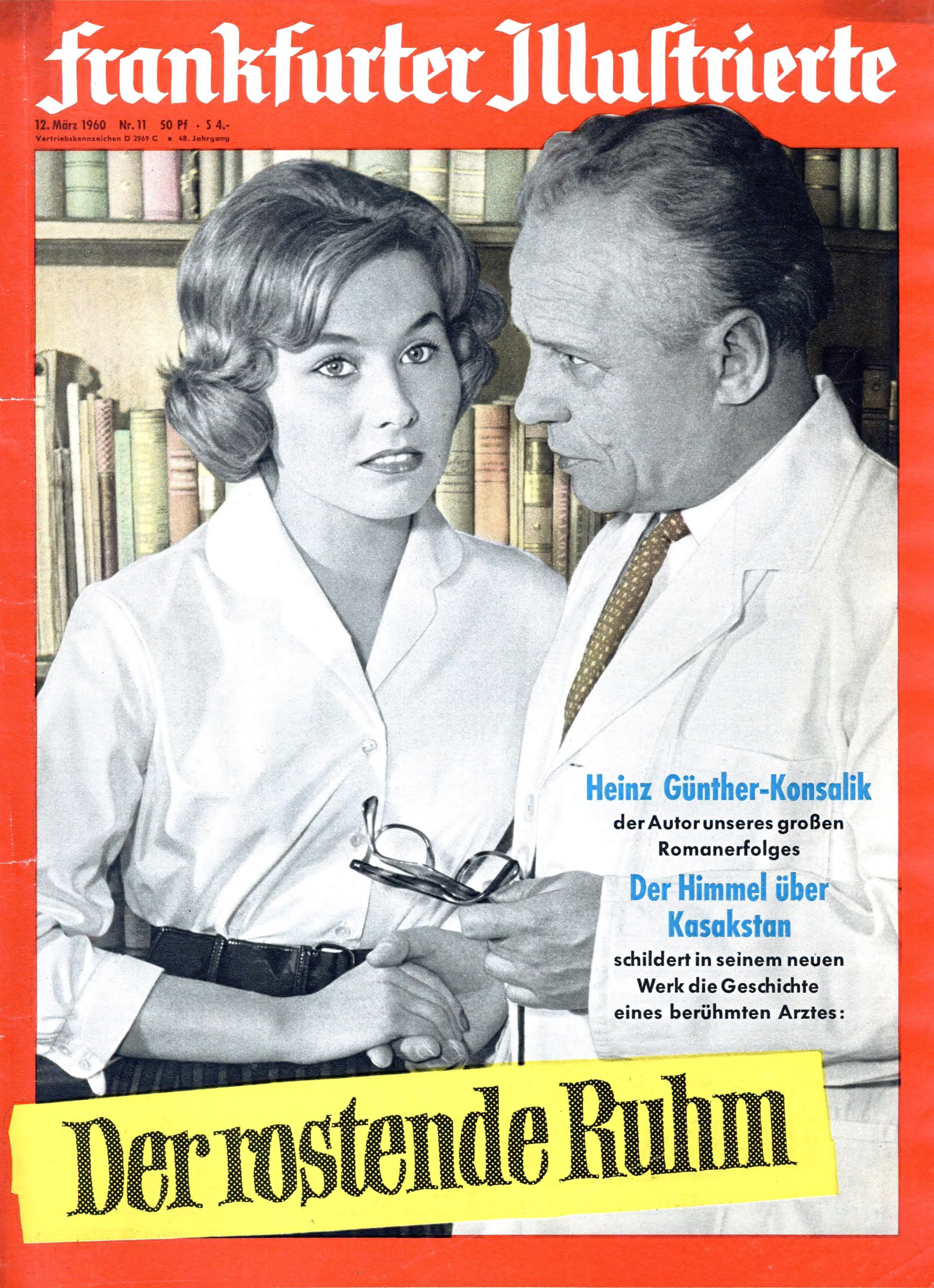

frankfurter Illustrierte
12. März 1960 Nr. 11 50 Pf · S 4.-
Vertriebskennzeichen D 2969 C ▪ 48. Jahrgang
Heinz Günther-Konsalik
der Autor unseres großen
Romanerfolges
Der Himmel über
Kasakstan
schildert in seinem neuen
Werk die Geschichte
eines berühmten Arztes:
Der rostende Ruhm

Frankfurter Illustrierte

Nr. 11 vom 12. März 1960



Lieber Leser!

Möchten Sie, daß Ihre Tochter — so Sie eine haben — Eisprinzessin wird? Manche Eltern möchten es. Und viele investieren eine Menge Geld. Der Krefelder Seidemillionär Bauer hat seine Ina, ein bezauberndes, rotblondes Kind, Jahr um Jahr nach Amerika geschickt und sie von einem der besten Trainer der Welt in die Raffinessen des Eiskunstlaufs einweihen lassen.

Wir wissen nicht, ob Ina eine glückliche Jugend hatte. Für sie gab es nur die Figuren, die sie ins Eis ritzen mußte. Figuren, die ihr einfach nicht gelingen wollten, zumindest nicht mit jener schrecklichen Perfektion, die von einer Weltmeisterin verlangt wird.

Ina Bauer lief eine Kür, die ein einziges Entzücken auslöste. Mit dieser Kür war alles möglich. Nur die Mathematik des Eislaufs gelang nicht. Das Training, dieser Aufenthalt, die Reisen: alles kostete viel Geld, Hunderttausende von Mark. Bis Papa Bauer verkündete: aus! Er war es satt.

Er war nicht der erste Vater, der in eine solche Ausbildung viel Geld steckte. Der Osloer Großkaufmann Henie schickte sein Töchterchen Sonja schon aufs Eis, als es erst vier Jahre alt war. Sonja wurde Weltmeisterin, Olympiasiegerin, dann Berufsläuferin. Und die Kanadierin Barbara Ann Scott ging zur Revue. Und die Deutsche Gundi Busch. Alle eroberten zuvor den Weltmeistertitel der Amateure.

Aber alle liefen auch gegen Mädchen, deren Eltern kein Geld hatten. Diese Mädchen mußten in ihrer Heimat und ohne teure Trainer laufen. Sie liebten den Eissport nicht weniger, aber sie gingen unter schlechteren Voraussetzungen an den Start.

Der Eislaufverband bekennt sich zum Amateurismus. Er weiß aus hundertfacher Erfahrung, daß so gut wie alle Meister die Amateurtitel als Sprungbrett ins große Geld benutzten, in die glitzernde Revue. Ist es nicht schreiendes Unrecht, die teure Ausbildung, die einer streng beruflichen Schulung gleichkommt, einfach zu übersehen, als hätte das Wort „Amateur" keinerlei Bedeutung? Man muß sich wirklich wundern, meint

Ihre Redaktion

Von unseren Lesern lebhaft diskutiert:

Frauen suchen einen Mann

Stark übertrieben

Die Aktualität des Themas ist unbestritten. Mir erscheinen aber sowohl die Personen einschließlich der „heiratslustigen“ Männer als auch die Gefühle und Handlungen sehr stark übertrieben, ja überspannt und lebensunwirklich. Aus diesem Grunde sind wohl auch die Männer durchweg als materiell oder mit schwerem charakterlichem Defekt dargestellt.

Fehler haben alle, und der Versuch, sie in Kauf zu nehmen, ist schließlich in jeder Ehe notwendig. Wenn die beiden Damen dazu zu „intelligent“ und von ihrer Unfehlbarkeit zu sehr überzeugt sind, blieben sie besser unabhängig, d. h. ohne Mann.

Wenn man ein Problem auf diese Weise dem Publikum nahebringen will, muß man es auch von der Echtheit der dargestellten Personen und Handlungen überzeugen. *W. L., Krefeld*

Uns geht es auch nicht anders

Zu dieser mutigen Veröffentlichung kann ich Ihnen nur gratulieren. Als Mann muß ich zugeben: der Verfasser hat zwar nicht hundertprozentig recht, aber seine Darstellung trifft in vielen Fällen ins Schwarze.

Glauben Sie aber bitte nicht, daß es uns Männern anders ergeht als den einsamen Frauen. Als Schwerkriegsversehrter und sowieso äußerst häuslich veranlagter Mensch bin ich geradezu gezwungen, mich der Dienste seriöser Ehevermittlungen oder der Heiratsanzeige zu bedienen und habe auch jetzt, nach Beendigung meines Studiums, mehrfach mein Glück mit Inseraten versucht.

Glücklicherweise bin ich ein überaus humorvoller Mensch und werde daher meinen Versuch nochmals wiederholen, aber was man so an Zuschriften bekommt, genügt, um einen den Glauben an den weiblichen Teil der Menschheit zu nehmen . . . *Dr. M. K., Göttingen*

Die Schwindler

Keine Frau, die aus irgendwelchen Gründen noch nicht verheiratet ist, wenn sie die 30 überschritten hat, ist davor sicher, einem Heiratsschwindler in die Hände zu fallen; es muß nicht einmal ein solcher sein, der es einzig aufs Sparkassenbuch abgesehen hat. Das macht es für Frauen, die ihr Leben bis dahin ihrem Beruf geopfert haben, so schwer. Und wie viele verlieben sich in einen Mann, der bereits verheiratet ist, woraus wieder neue Tragödien entstehen. *M. B., z. Zt. Oberstdorf*

Der Krieg ist schuld

Selten hat mich eine Serie so gepackt, man kann fast sagen erschüttert, wie diese. Ich mußte dabei an die Reportage über die einsamen Frauen denken, die Sie vor einiger Zeit veröffentlicht haben und in der nachgewiesen wurde, daß es einfach über eine Millionen Frauen zuviel gibt: eine Folge des mörderischen Krieges. Das ist es, was man gerade bei diesen Einzelschicksalen nie vergessen sollte: der Krieg ist schuld. *H. W., Bad Godesberg*

Es sind Ausnahmen

Aus meiner persönlichen Sicht heraus und aus der meiner zahlreichen Bekannten und Leidensgefährten darf ich wohl sagen, daß die in diesem Bericht geschilderten Fälle Ausnahmen sind. Der Durchschnitt solcher Frauen muß von einem Realeinkommen zwischen 250 und 400 DM leben. Wenn man Glück hat, wohnt man in einem 6 bis 8 Quadratmeter großen Raum bei den Eltern in Verhältnissen, die im allgemeinen heutzutage als altmodisch bezeichnet werden. Die Anschaffung moderner Möbel oder gar eines Autos ist unmöglich. Selbst für ein Kleid oder gar einen Mantel muß man monatelang sparen.



So sieht die Wirklichkeit aus. *P. E., Gladbeck*

Alle sind zufrieden...

Ein Wunder, daß die Herren der Schöpfung bei einem solchen Artikel nicht noch selbstbewußter werden.

Merkwürdigerweise ist mir in meinem Bekanntenkreis keine Frau begegnet, verwitwet, geschieden oder ledig, die bedauert, ohne Mann leben zu müssen. Im Gegenteil: alle sind zufrieden. Sie leben in guten Verhältnissen, die ihnen außer den täglichen Bedürfnissen auch kleine Annehmlichkeiten wie Reisen, Theater- und Konzertbesuche gestatten. *K. v. D., Berlin*

Den Nagel auf den Kopf getroffen

Mit diesem Bericht haben Sie wirklich einmal den Nagel auf den Kopf getroffen. Das beschriebene Schicksal der „Jutta“ könnte mein eigenes sein. Zwar bin ich nicht so alt, so tüchtig und so selbständig wie diese Frau; doch in bezug auf die Herren der Schöpfung habe ich die gleichen Erfahrungen gemacht. Auch ich habe alles mögliche versucht, um der Einsamkeit zu entrinnen, jedoch leider ohne Erfolg. Jetzt verbringe ich meine Freizeit nach vielen vergeblichen Bemühungen wieder allein. *T. I., Herford*

A n m e r k u n g   d e r   R e d a k t i o n : *Da viele Leserinnen und Leser aus ihrem eigenen Bekanntenkreis und ihrem persönlichen Schicksal berichten, haben wir dem Wunsch der meisten Einsender entsprochen und ihre Namen und Adressen nicht veröffentlicht. Alle Anschriften sind der Redaktion bekannt.*



Heinrich Sutermeister hat eine einaktige Oper „Seraphine oder Die stumme Apothekerin" geschrieben, die soeben im Münchener Cuvilliéstheater durch die Bayerische Staatsoper uraufgeführt wurde. Sutermeister ist besonders durch seine Opern „Raskolnikoff", „Titus Feuerfuchs" und „Die schwarze Spinne" bekannt geworden.





Conny Froboess wird die Hauptrolle in dem Lustspielfilm „Meine Nichte tut das nicht", der zur Zeit in Wien gedreht wird, spielen. Ihre Partner sind Fred Bertelmann, Peter Weck und Walter Gross. Die Musik stammt von ihrem Herrn Papa, Gerhard Froboess.



Maria Wimmer wird jetzt die Jokaste in „Ödipus" unter Gustav Rudolf Sellners Regie im Wiener Burgtheater spielen. Ursprünglich war Hilde Krahl für diese Rolle vorgesehen, die aber nicht auf ihre gleichzeitigen Filmverpflichtungen verzichten wollte und deshalb aus dem Ensemble des Burgtheaters ausschied.





Daniel Gélin wurde als Nachfolger für das Rollenfach des verstorbenen Gérard Philipe an die Pariser Nationale Volksbühne verpflichtet. Zur Zeit filmt Gélin in Spanien. Er hat die Titelrolle in der Verfilmung des Strindberg-Schauspiels „Erich XIV." übernommen.



Orson Welles will nach Abschluß der Dreharbeiten für den CinemaScope-Film „Drama im Spiegel" zunächst nicht mehr filmen. Er hat vielmehr seine Liebe zum Theater wiederentdeckt und beabsichtigt, noch in diesem Jahr als Regisseur und Hauptdarsteller „Heinrich IV." in London herauszubringen.





Henny Porten wird von dem Produzenten Artur Brauner demnächst eine lohnende Aufgabe in einem seiner Filme erhalten. Dieses Versprechen gab Brauner der siebzigjährigen Henny Porten als Geburtstagsgeschenk.

★

Buster Keaton, der vor Jahrzehnten bereits weltbekannte Komiker, kehrt nunmehr nach zwölfjähriger Pause mit einem darstellerischen Kabinettstück ureigenster Prägung auf die Leinwand zurück. In dem Film „Die Abenteuer des Huckleberry Finn" (deutscher Titel voraussichtlich „Abenteuer am Mississippi") wird Keaton als kurioser Löwenbändiger zu sehen sein.

Der Schokolade-Richter

Der ‚Salomon von Darmstadt', Dr. Karl Holzschuh, war Vorbild für den Heinz Rühmann-Film „Der Jugendrichter"



Film-Jugendrichter Heinz Rühmann überreicht seinem Film-Sorgenkind Karin Baal das Buch, das der Darmstädter Jugendrichter Karl Holzschuh über seine vieldiskutierten Urteile geschrieben hat.

Ursula stahl eine Geldbörse und kaufte sich Süßigkeiten dafür. Bei der Aufdeckung des Diebstahls war sie geständig. Der Jugendrichter von Darmstadt „verurteilte" das Mädchen dazu, drei Monate lang, Woche für Woche den Kindern eines Heimes für ihr Taschengeld Schokolade zu bringen.

Dieses Urteil gab Dr. Holzschuh nicht nur den Namen des „Salomons von Darmstadt", sondern machte ihn in der ganzen Welt als „Schokoladerichter" berühmt. Die einen gebrauchten den Spitznamen mit Schmunzeln, bei anderen klang etwas wie Bosheit mit, bei vielen Menschen jedoch erregte er Nachdenken und brachte eine Lawine des guten Willens in Bewegung.

Holzschuh berichtet über sein erstes sensationelles Urteil und viele ähnlicher Art, die ihm folgten, in seinem Buch „. . . aber ihr klagt uns an".

Der Jugendrichter von Darmstadt, Dr. Karl Holzschuh

Der Schokolade-Richter

»Wenn von Schuld die Rede ist, kann sie niemals allein bei den heranwachsenden Menschen liegen.«
»Mein System hat sein Fundament in den Herzen der Menschen. Es ist überall und zu allen Zeiten anwendbar. Seine Wurzel ist die Liebe, seine Krone die Güte.«



Holzschuhs überraschende Urteile waren der Anfang einer neuen Rechtsprechung im Jugendstrafrecht, die heute in der ganzen Welt, sogar hinter dem „Eisernen Vorhang", Nachahmung gefunden hat. In langen Gesprächen diskutierten wir mit diesem Jugendrichter seine Probleme, die längst unser aller Probleme geworden sind.

Liebe mit Strenge! Holzschuh gibt in seinen Urteilen sogenannte Auflagen und Weisungen. Der junge Mensch soll über eine befristete Zeit hinweg Gutes tun. Je mehr dieses Gute dazu beiträgt, seine Vergehen wiedergutzumachen, um so glücklicher ist auch Holzschuh über seine Urteilsfindung. Er braucht aber hierzu die Mithilfe anderer Menschen. Es ist eines der erfreulichsten Zeichen dieses ganzen Problemkreises, daß sich sehr viele Erwachsene zu dieser Hilfe bereit erklären. Das noch Erfreulichere ist, daß die jungen Verurteilten den an sie ergangenen Auftrag, Kinderheimen zu helfen, Friedhöfe zu pflegen, beim Tierschutzverein mitzuwirken, alten Menschen beizustehen und ähnliches auch dann noch fortsetzen, wenn die Frist, die ihnen der Jugendrichter setzte, längst abgelaufen ist. So wurde aus Sühne Heilung.

Strafvollzug: Überall in der Welt weiß man heute, daß der Strafvollzug in Gefängnissen und Zuchthäusern verderblich sein kann. Das gilt für erwachsene Täter, aber in noch viel höherem Maße für Jugendliche. Die unzulänglichen Räumlichkeiten bergen immer die Gefahr der „seelischen Infektion". Deshalb kam Holzschuh nach jahrelanger Tätigkeit und der Sammlung mancher schlechter Erfahrungen zu der Überzeugung, daß es bei jungen Menschen nicht nur darum gehen kann, sie zu bestrafen, sondern vor allem Erziehen, Helfen, Heilen und Vorbeugen müssen im Vordergrund stehen.

Strafe oder Sühne? Einer der Hauptgrundsätze von Dr. Holzschuh ist: „Erziehe, wenn du kannst, strafe, wenn du mußt!" Er ist der Auffassung, daß man Grenzen ziehen muß zwischen dem rücksichtslosen und hartgesottenen Sünder und dem gutgearteten, ansprechbaren und noch lenkbaren Gelegenheitstäter. Aber auch bei diesen darf der Sühnegedanke nicht außer acht gelassen werden, weil sonst das naturgegebene Gerechtigkeitsgefühl gerade beim jungen Menschen zunächst schwindet und dann ganz erlischt. Diesem Sühnegedanken kann bei den hoffnungsvollen Fällen am besten durch sinnvolle Auflagen (ein elternloses Kind betreuen, in einem Altersheim arbeiten, bei fahrlässigen Tötungen mit Einsatz bei Lebensrettungsgesellschaften oder beim Roten Kreuz sühnen, bei Tierquälereien im Tierschutz mitwirken, Blindenführung und Geldauflagen für gute Zwecke) gedient werden.

Bürgerliche Ordnung, das ist für diese jungen Menschen ein hohler Begriff. Sie fühlen sich gelangweilt von der Welt der Erwachsenen, nicht ernst genommen in ihrer Frühreife. Im Grunde sind sie einsam. Sie wurden sich selbst überlassen, als sie Rat und Hilfe am meisten brauchten. Kein Wunder, wenn sie auf die „schiefe Bahn" geraten, Banden gründen und der Diskussion über das Thema Jugendkriminalität neue Nahrung geben. „Verbrechen nach Schulschluß" heißt der spannende Film, in dem diese jungen Leute in ein furchtbares Abenteuer geraten, das keiner ihnen zugetraut hätte.



Kein Filmbild — und doch ist der „Lockvogel-Prozeß", in dem die 18jährige Inge Marchlowitz, hörige Geliebte des Raubmörders Popp aus Hannover, zu neun Jahren Jugendgefängnis verurteilt wurde, auch das Hauptthema des Rühmann-Films „Der Jugendrichter"

❶ Ein Mädchen inszeniert ein Sittlichkeitsvergehen, weil der angebetete Lehrer nichts als ihr Lehrer bleibt. Eine fast aussichtslose Situation für einen Pädagogen.

❷ Luxus ist kein Schutz für Jugendliche. Nur die Liebe und Nestwärme eines Elternhauses bannen die Gefahren unserer Zivilisation.

❸ Die meisten Jugendlichen müssen sich heute zwischen drei „Idealen" entscheiden: dem Elternhaus, das sie häufig verständnislos sich selbst überläßt; dem „schönen Leben", dessen Wurmstichigkeit sie nicht erkennen und der natürlichen Liebe und Freundschaft.



❶ Peter van Eyck mit Corny Collins in „Schmutziger Engel".



❷ Paul Dahlke, Ingrid Andree in „Roman einer 17jährigen".



❸ Heidi Brühl, Christian Doermer in dem Film „Die Frühreifen".



Neuer Roman

HEINZ GÜNTHER-KONSALIK



Der rostende Ruhm

Der Autor dieses Romans nimmt kein Blatt vor den Mund. Er nennt die Dinge schonungslos beim Namen und fängt das Leben mit all seinen dramatischen Spannungen und Verwicklungen atemberaubend realistisch ein. Dadurch wurden seine großen Arbeiten berühmt: „Der Arzt von Stalingrad", „Strafbataillon 999", „Die Rollbahn", „Ich beantrage Todesstrafe" und „Der Himmel über Kasakstan". — „Der rostende Ruhm" ist die Geschichte eines Arztes, dem das Leben nichts mehr schenkte, nachdem es ihn einmal mit Ruhm und Anerkennung überhäufte. Die Handlung und die Personen sind frei erfunden. Es wurde keine Ähnlichkeit mit tatsächlichen Geschehnissen beabsichtigt. Milieu, Problematik und Charaktere aber sind echt — echt wie das Leben selbst . . .

Wo ist der Chef?"

Gabriele Orth stürmte durch die breite Glaspendeltür, rannte mit weiten Sätzen die Treppe hinauf, riß sich die Mütze von den Haaren und zog den Regenmantel im Laufen aus.

„Nanu, wo brennt's denn, Gabi?" Der Redakteur hielt die junge Reporterin am Arm fest. „Ich nehme an, der Boß sitzt in seinem Zimmer und ärgert sich über die Titelschlagzeile. Wie jeden Tag."

„Ist die Morgenausgabe schon in der Maschine?"

„Sie muß gerade anlaufen!"

Gabriele Orth riß sich los und rannte weiter. „Wir müssen abstoppen! Sofort! Kinder – ich habe eine Schlagzeile, die alles übertrifft! Ich habe..."

Der Chefredakteur des „Wiener Morgengrußes" war ein mißmutiger, ewig brummender und von Gallenschmerzen geplagter Mann. „Wer 30 Jahre als Journalist tätig ist", pflegte er zu sagen, „ist entweder gallenkrank, leicht irrsinnig oder ein Gemütsathlet!"

Sein Gallenleiden schien seiner pessimistischen Theorie recht zu geben. Er blickte ärgerlich von dem Andruck der Titelseite auf, als Gabriele Orth in das Zimmer stürzte und ihren Regenmantel über die Lehne eines der abgeschlissenen Sessel warf.

„Sagen Sie bloß, Sie hätten eine Bombe in der Tasche!" sagte der Chefredakteur. „Unsere neue Ausgabe liest sich wie die Beilage zu einem Schlafmittel. Es ist zum Jammern! Vierunddreißig Reporter habe ich. Sie sausen in der Welt herum, verbrauchen Spesen wie Ali Khan und bringen mir Schnulzen ins Haus, über die Großmütterchen in ihrer Jugendzeit nicht einmal geseufzt hätte!" Er legte seine Hand auf den noch feuchten Andruck und sah Gabriele Orth fast traurig an. „Was haben Sie denn, Gabi? Ist irgendein Minister an Schluckauf erkrankt? Hat ein Fiakerpferd die Kolik? – Menschenskinder, ist das hier ein lahmer Betrieb!"

„Halten Sie die Morgenausgabe an, Chef!"

Gabriele Orth setzte sich in den Sessel und holte ihren Stenogrammblock aus der Tasche. „Sie haben die Schlagzeile des Monats! Unbekannter Wiener Arzt erhält die Medaille für medizinische Großtaten, die Hippokrates-Medaille! Es ist ein Dr. Martin Bergh."

„Wer ist Dr. Bergh?"

„Das ist ja die Frage, die sich heute alle Welt stellt. Keiner kennt ihn, keiner hat je seinen Namen gehört, kaum einer weiß, wie er aussieht..."

„Aber Sie haben ein Bild, Gabi?"

Gabriele Orth zögerte. Dann sagte sie gedehnt:

„Nein."

„Heiliger Strohsack!" Der Chefredakteur schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Wenn er jetzt gelb wird, ist seine Galle geplatzt, durchfuhr es Gabriele.

„Nicht einmal ein Bild hat sie! Und so etwas ist Journalist! Wissen Sie, was wir als junge Reporter getan haben? Wir haben uns in die Schlafzimmer einschließen lassen und die Prominenten in Unterhosen fotografiert! Das waren noch Journalisten! Aber heute..." Er sah wieder auf Gabrieles Stenogrammblock und warf die zerknüllte Titelseite in den Papierkorb. „Was ist nun mit diesem – wie heißt er doch gleich?"

„Bergh. Dr. Martin Bergh. Er hat eben – vor einer halben Stunde – in der Akademie die Hippokrates-Medaille bekommen. Für seine Forschungen über die Bekämpfung des Krebses..."

„Krebs ist immer gut." Der Chefredakteur nickte mehrmals und beugte sich zu Gabriele vor.

„Vergessen Sie einmal, daß Sie Journalist sind, Chef", rief Gabriele Orth fast enthusiastisch. „Dr. Bergh hat . . ." sie blickte auf ihren Stenogrammblock, „...hat durch Versuche festgestellt, daß karzinöse Erkrankungen vor allem durch eine Störung im Stoffwechselhaushalt der Zelle entstehen und daß bestimmte Aminosäuren stagnierend wirken, wenn sie..."

„Verstehen Sie eigentlich, was Sie da lesen?" Der Chefredakteur sah Gabriele mißmutig an. „Nein? Oder kaum? Aber der Leser soll es verstehen, wie? Grundregel Nummer eins des Journalismus: Klarheit!" Er sah an die Decke seines Zimmers und kratzte sich das Kinn. Wie ein Kater, dachte Gabriele. Dann sagte er:

„Was halten Sie von der Schlagzeile: *Sieg über den Krebs?*"

„Das wäre eine Lüge. Dr. Bergh hat nur einen Weg aufgezeichnet. Aber dieser Weg ist phantastisch. Und dafür hat man ihm die Medaille verliehen. Sie hätten hören sollen, was für einen Applaus er bekommen hat. Die Ärzte waren begeistert."

„Von einem Kollegen? Das ist wirklich eine Schlagzeile wert", sagte der Chefredakteur sarkastisch. „Und warum haben Sie nicht fotografiert?"

„Ich war ja gar nicht im Saal..."

„Sie... Sie waren gar nicht... o Gott!"

„Ich wollte gar nicht zu dieser Versammlung." Gabriele Orth nestelte verlegen an ihrem Kleid. Es war ein hellblaues Wollkleid, das farblich wunderbar zu ihren welligen blonden Haaren paßte. Sie war mittelgroß, schlank, sportlich, ein modernes Mädchen ohne Illusionen. Begeisterungsfähig, ohne ihre Kritik dabei aufzugeben.

„Ich wollte eigentlich nur telefonieren", fuhr sie fort. „Über die Versammlung hätten wir von den Pressediensten früh genug erfahren. Aber ich kam zufällig vorbei und dachte: Dort haben sie eine Telefonzelle im Foyer. Ich rufe schnell bei der Redaktion an, ob irgend etwas vorliegt. Als ich die Akademie betrete, höre ich schon den Lärm aus dem Festsaal. Der Saaldiener kommt mir mit hochrotem Kopf entgegen. Er ist ganz aus dem Häuschen. ‚Sie kommen zu spät, Fräulein', sagt er zu mir. ‚Eben hat Dr. Bergh seine Versuchsreihe vorgeführt und erklärt!' Eine halbe Stunde habe ich gewartet, dann kamen die ersten Ärzte aus dem Saal. Ich habe sie interviewt."

„Den Dr. Bergh hätten Sie sprechen müssen!"

„Der war schon weg, als ich in den Saal kam." Gabriele Orth strich sich mit beiden Händen über die Haare. „Aber wir haben als erstes Blatt die Titelschlagzeile! Wir müssen die Maschinen anhalten! Stellen Sie sich vor: man ist auf dem Wege, den Krebs zu bekämpfen. Wirksam zu bekämpfen, mit einem organischen Mittel! Ist das nicht wunderbar?"

Der Chefredakteur griff zum Telefon. „Mit jungen Journalisten zu arbeiten, ist schleichender Selbstmord!"

*

Noch in der Nacht ging die erste Meldung hinaus in die Welt, und am Morgen lag sie auf den Kaffeetischen von vielen Tausend Wiener Bürgern, unterstrichen mit einem dicken roten Balken:

„Kann die Menschheit bald aufatmen? Wiener Arzt erhält höchste Auszeichnung für seine Krebsforschungen."

Gabriele Orth wartete in der Redaktion, bis das erste Exemplar der umgestellten Morgenausgabe von einem Druckereiboten zu ihr heraufgebracht wurde. Mit klopfendem Herzen las sie den Bericht. Es war das erstemal, daß ein Bericht von ihr auf der Titelseite stand, mit ihrem Namen. Auch jener Dr. Bergh würde es lesen. Jener Mann, der



plötzlich aus dem Grau der Anonymität aufgetaucht war.

Sie trat ans Fenster und sah hinab auf die nächtlich stille Straße. Wie mag es einem Dr. Bergh jetzt zumute sein? dachte sie einen Augenblick lang. Heute noch unbekannt – und morgen redet die ganze Welt von ihm! Es müßte ihm in vergrößertem Maßstab so gehen wie mir: Ich habe meinen ersten Bericht auf der Titelseite, er steht am Anfang seines Erfolges als Forscher gegen den Krebs...

Sie dachte an ihre Mutter. Vor drei Jahren war sie gestorben. Es war ein schreckliches Sterben gewesen. Als alles hoffnungslos war und keine Operation mehr half, keine Radiumbestrahlung, keine Kobaltkanone, da sagte der Arzt Gabriele die Wahrheit. Er hob hilflos beide Arme.

„Krebs... Die Metastasen sind im ganzen Körper, in der Leber, in der Lunge, im Dickdarm. – Es gibt keine Wunder", sagte damals der Arzt.

Und jetzt trat aus dem Dunkel ein gewisser Dr. Martin Bergh heraus und sagte:

„Es gibt einen Weg!"

*

In der Tür stand die Haushälterin Erna und hatte Tränen in den Augen. Sie drehte am Zipfel ihrer blauen Schürze und schnupfte nach jedem dritten Atemzug.

„Nanu? Was haben wir denn, Erna? Erkältet?" fragte Dr. Martin Bergh. Er steckte den Autoschlüssel in die Manteltasche und fuhr der ihn anspringenden Boxerhündin Afra über den viereckigen Kopf.

„Ich... ich... ich habe alles gehört, Herr Doktor. Im Radio!" Erna schluchzte auf und wischte sich über die Augen. „So ein Erfolg nach all den Jahren! Ich gratuliere auch schön, Herr Doktor..." Sie reichte ihm schüchtern die Hand hin.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 40)

Brigitte Teschendorffs Stimme vibrierte: „Ich komme als Patientin zu Ihnen, Doktor Bergh ..." – „Um diese Zeit?" – „Ich bin ein akuter Fall, Doktor Bergh..."

Das erste Nashorn wird gesichtet. In irgendeiner Stadt — hier und überall — zeigt sich an einem Sonntagmorgen das erste Nashorn. Niemand von den Anwesenden versteht, was hier geschieht. Man redet darüber mit den gleichen leeren Phrasen, mit denen man über neue Kleider, die Lebensmittelpreise, den Achtstundentag, das Samstagabendvergnügen spricht: Phrasen der menschlichen Langeweile in unserer Zeit. Ebenso nimmt man zur Kenntnis, wie aus einem Nashorn zwei Nashörner werden und wie sie bald in Horden durch die Straßen und über die Plätze der Stadt stampfen. Plötzlich entdeckt man, daß auch Verwandte und Bekannte zu Nashörnern werden. Dummheit und Brutalität werden zu Grauen und Furcht und verringern den Kreis derjenigen, die sich ihr Menschsein bewahren.

Die Nashörner

Ionescos Tierfabel vom kollektiven Wahnsinn im Großen Haus der Frankfurter Städtischen Bühnen

Ein Bildbericht von Jack Hochscheid



Schauspieldirektor Heinrich Koch, der in Frankfurt „Die Nashörner" inszenierte

Die Frankfurter Aufführung hat in der Presse zwiespältige Beurteilung gefunden. Die „Frankfurter Illustrierte" stellte deshalb an Schauspieldirektor Koch folgende Fragen:

Frage: Warum haben Sie „Die Nashörner" zur Aufführung in Frankfurt erworben?

Antwort: Die besonders lebhafte Anteilnahme des Frankfurter Publikums am Theater der Gegenwart ließ uns „Die Nashörner" auf den Spielplan des „Großen Hauses" setzen, um das bedeutsame neueste Werk von Ionesco vor einem möglichst großen Kreis von Zuschauern zur Dikussion zu stellen.

Frage: Halten Sie das Stück für ein zeitbezogenes, politisches Stück oder sehen Sie in der Fabel ein allgemein menschliches Gleichnis?

Antwort: Menschliches und Allzumenschliches wurden oft durch Tierfabeln verdeutlicht. Hier der Untergang der individuellen Persönlichkeit in der unterschieds- und verantwortungslosen Masse. Spezielle zeitbezogene politische Tendenzen liegen Ionesco, wie er selbst ausgesprochen hat, fern – sind aber keinesfalls ausgeschlossen, so daß man sie in das Stück hineininterpretieren kann – wie auch bereits geschehen.

Frage: In jedem Fall ist dieser Ionesco kein Unterhaltungstheater. Was sagen Ihre Schauspieler dazu?

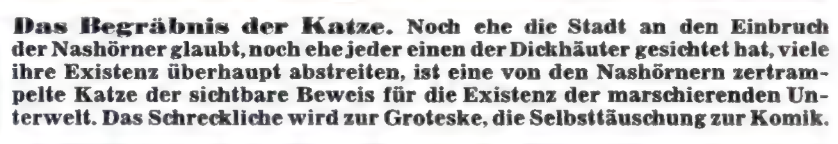
Antwort: Ich finde Ionesco ausgesprochen unterhaltend – allerdings in einem tieferen Sinn. Er regt an, provoziert, rüttelt wach. Er entstaubt die Mittel des Theaters, hat Esprit, Phantasie, Humor und ist ein geschworener Feind von Langeweile und Sentimentalität. Drastisch konfrontiert er uns mit Problemen unserer Zeit. Er hat die Philosophie des Clowns und gibt sich grotesk – tragikomisch. Die Schauspieler sind von Ionesco begeistert und lieben ihn.

Frage: Bestärkt Sie die Aufnahme beim Frankfurter Publikum in Ihrer Wahl?

Antwort: Ja! Das Publikum zeigt sich allabendlich interessiert und bewegt und spart nicht mit Applaus, besonders auch das junge Publikum.

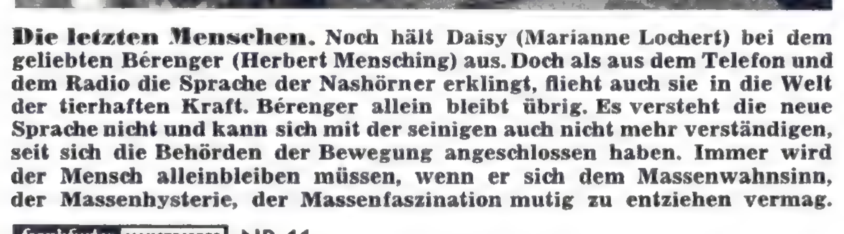






Das Begräbnis der Katze. Noch ehe die Stadt an den Einbruch der Nashörner glaubt, noch ehe jeder einen der Dickhäuter gesichtet hat, viele ihre Existenz überhaupt abstreiten, ist eine von den Nashörnern zertrampelte Katze der sichtbare Beweis für die Existenz der marschierenden Unterwelt. Das Schreckliche wird zur Groteske, die Selbsttäuschung zur Komik.





Die letzten Menschen. Noch hält Daisy (Marianne Lochert) bei dem geliebten Bérenger (Herbert Mensching) aus. Doch als aus dem Telefon und dem Radio die Sprache der Nashörner erklingt, flieht auch sie in die Welt der tierhaften Kraft. Bérenger allein bleibt übrig. Es versteht die neue Sprache nicht und kann sich mit der seinigen auch nicht mehr verständigen, seit sich die Behörden der Bewegung angeschlossen haben. Immer wird der Mensch alleinbleiben müssen, wenn er sich dem Massenwahnsinn, der Massenhysterie, der Massenfaszination mutig zu entziehen vermag.





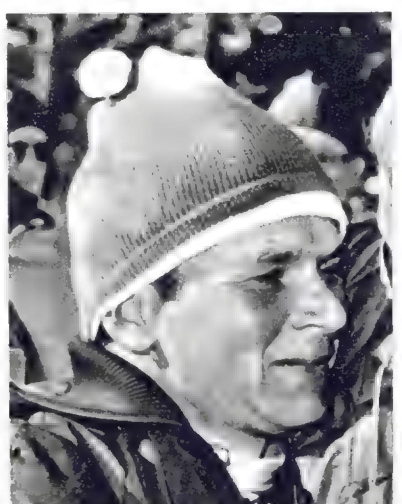


Die Pechvögel von Squaw

Nur von den Siegern spricht die Welt



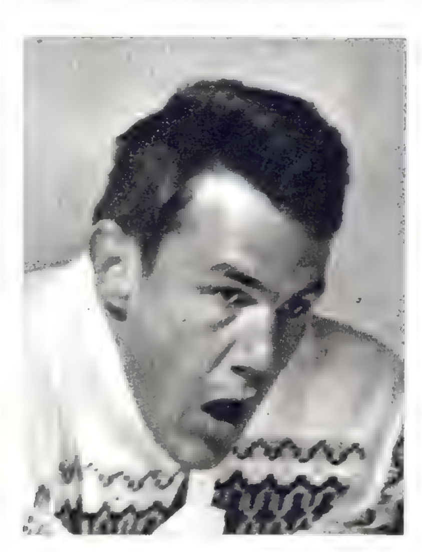
Helga Haase Gold: 500-Meter-Silber: 1000-Meter-Eisschnellauf



Georg Thoma Gold: Nordische Kombination



Heidi Biebl Gold: Abfahrtslauf der Damen



Roger Staub Gold: Riesenslalom der Herren



Carol Heiss Gold: Eiskunstlauf der Damen



Helmut Recknagel Gold: Spezialsprunglauf

Die Olympischen Winterspiele in Squaw Valley sind zu Ende. Viele Wintersportler, die besten ihres Landes, waren gekommen, die meisten mit großen Hoffnungen – aber nur ganz wenige haben gewinnen, nur wenige eine der begehrten Medaillen erringen können. Ihr Name wird auch noch in vielen Jahren in den Annalen der Olympischen Spiele vermerkt sein und Kunde

1 **Phantastische Zwischenzeit** hatte Linda Meyers (18) beim Riesenslalom erzielt, als sie das Verhängnis ereilte. Meyers, die drittbeste Amerikanerin in der Abfahrt, stürzte und brach sich das Schlüsselbein (Bild). Und Heidi Biebl (19), nach ihrem Abfahrtssieg Favoritin im Riesenslalom? Sie fuhr so schnell, daß alle Zwischenzeiten stürzten — aber 150 Meter vor dem Ziel stürzte auch Heidi. Aus, vorbei ...

2 **Ein Hustenanfall** bei der Kür nahm Englands Meisterin im Eiskunstlauf Pat Pauly (21) die letzten Kräfte. Auch andere Eiskunstläufer hatten Schwierigkeiten mit der dünnen Luft in dem 2000 Meter hohen Squaw Valley, darunter die ewigen Pechvögel Margret Göbl und Franz Ningel im Paarlauf. In Squaw Valley zogen sie die (schlechte) Startnummer 1, und kurz nach ihrem Start streikte die Musikanlage, so daß sie einige Minuten auf dem Eis herumstehen mußten. Wer soll da nicht nervös werden?!

3 **Der größte Pechvogel** allerdings war der Münchner Primaner Willy Bogner (18). Nach dem ersten und schwierigeren Durchgang des Herrenslaloms führte er mit einer vollen Sekunde Vorsprung. Die Goldmedaille schien ihm sicher zu sein. Dann im zweiten Durchgang ... Das Unglaubliche geschah: Willy Bogner stürzte zweimal, und ein zum Greifen naher Sieg war





Valley

ablegen von ihrer Leistung, ihrem Können, ihrem Geschick. Wer aber wird dann noch von denen sprechen, über deren Haupt die Olympischen Götter kübelweise Pech ausgeschüttet haben? Von denen, die mit gleich großen Hoffnungen nach Squaw Valley gereist waren und die ein Sturz, ein einziger unglücklicher Sturz in die tiefsten Tiefen der Enttäuschung geschleudert hat? Man sollte auch sie, die Pechvögel von Squaw Valley, nicht ganz vergessen . . .

dahin! Bogner dürfte noch enttäuschter gewesen sein als zum Beispiel die Schweizerin Madeleine Chamot-Berthod, Olympiasiegerin von 1956, die wegen einer Kopfverletzung überhaupt nicht starten durfte. Aber vergessen wir nicht den hochtalentierten Springer Harry Glaß aus Klingenthal. Glaß stürzte beim Training schwer, muß bis April liegen, und wird vielleicht nie mehr springen können.

4 **Eine hervorragende Läuferin** in der Abfahrt und im Riesenslalom ist die Österreicherin Erika Netzer (23), die Kandahar-Siegerin von 1959. Aber Erika Netzer stürzte im Riesenslalom schwer und brach sich den Mittelfußknochen. Überhaupt stand das österreichische Damenteam unter einem unglücklichen Stern: Herlinde Beutlhauser und auch Traudl Fecher verletzten sich im Training.

5 **Ein toller Abfahrer** ist der Franzose Adrien Duvillard, ein Mann schier ohne Nerven, dem die Ärzte schon mehrmals die gebrochenen Beine zusammenflicken und schienen mußten. Aber Duvillard (26) fährt immer wieder. Er ist kein Stilist, aber er kämpft und „arbeitet" auf der Strecke. Und dann kam der Abfahrtslauf, seine Stärke: Duvillard stürzte gleich zu Beginn und erreichte überhaupt nicht das Ziel. Es war ein böser Sturz — und nur wie durch ein Wunder blieb Duvillard (diesmal) unverletzt. An der Brust seines Landsmannes Vuarnet, der die Goldmedaille gewann, weinte er später dicke Tränen der Enttäuschung.


Potsdamer Garnisonskirche

Üb immer Treu' und Redlichkeit . . .

Hinter den Kulissen der Weltpolitik von ***

Liegt Hitler in

„Das ist doch wundervoll", ruft Truman aus, als er die Nachricht von der ersten Atombombenexplosion erhält. – Der Präsident überlegt: „Eigentlich braucht man Väterchen Stalin im Pazifik-Krieg nicht

Am großen Empfangsapparat im Funkraum des „Kleinen Weißen Hauses", Kaiserstraße 2 in Neubabelsberg bei Potsdam, leuchtet eine kleine rote Lampe auf. Der Offizier vom Dienst greift zum Hörgerät und stülpt es sich über den Kopf.

Dieser Apparat ist für die drahtlosen Gespräche mit dem „Großen Weißen Haus" in Washington reserviert. Die über ihn in Neubabelsberg einlaufenden Mitteilungen und Nachrichten sind „top secret". Nur ein Offizier darf die Meldungen aufnehmen.

Der Offizier vom Dienst, ein Hauptmann, setzt auf dem vorbereiteten Meldeblock mit dem Datum 16. Juli 1945 die einzelnen Buchstaben ein, so wie sie ihm durchgegeben werden, jeweils zu fünf gebündelt. Die Nachricht, um 7.40 Uhr Berliner Zeit aufgenommen, ist nicht lang. Entschlüsselt kann sie höchstens aus zwei Zeilen bestehen.

Nach dem „Schluß"-Zeichen geht der Offizier schnell in den Chiffrierraum, um die Meldung in Klartext übertragen zu lassen. Auch der entschlüsselte Text, insgesamt drei Worte, sagt nichts aus: „Babies satisfactorily born" („Geburt der Kinder glücklich verlaufen").

Aus der Buchstabenkombination zu Beginn des Funkspruches ersieht der Leutnant an der Dechiffriermaschine, daß die Meldung für den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Harry S. Truman, persönlich bestimmt ist.

Dirigent Truman – In Potsdam aus dem Takt gekommen.

Russland begraben?



. . . bis an dein kühles Grab.

mehr." – Wenn sie das verwirklicht hätten, was die Großen Drei auf der Konferenz von Potsdam im Sinne hatten . . . – Vom Frieden wurde nicht gesprochen – Stalin lobt den englischen König

„For the President", sagt er zu dem Hauptmann und reicht ihm das Formular.

*

Die große, altertümliche Standuhr im Arbeitszimmer des Präsidenten zeigt 8.30 Uhr, als sich Truman an seinen Schreibtisch setzt. Gleich darauf meldet sich der Offizier vom Funkraum und überreicht ihm ein Telegrammformular.

Neugierig nimmt der Präsident das Blatt entgegen. Er beginnt zu lesen und stutzt. Erst nach einigen Sekunden begreift er, was ihm sein Büro in Washington hat mitteilen lassen.

„Babies satisfactorily born, das ist doch... Wonderful!" ruft Truman und



Spanier Franco – in Potsdam auf der Abschußliste.



Freundschaft. Lächelnd präsentieren sich die Großen Drei — Churchill, Truman und Stalin — auf der Potsdamer Konferenz den alliierten Pressefotografen. Doch — wie's da drin aussieht, geht niemand was an. Denn im Innern des Kronprinzenpalais Cecilienhof erstirbt dieses Lächeln, sobald sich die Sieger an den Konferenztisch setzen und über Deutschland reden.



Hier wurde Hitler verbrannt. Und wo ist die Leiche? Stalin hat es gewußt.

Verraten und verkauft

springt auf. Für einen Augenblick hat es sogar den Anschein, als ob er dem Überbringer der Meldung den geheimen Sinn der Worte erklären möchte. Aber dann bleibt er mitten im Zimmer stehen. Offensichtlich wird ihm bewußt, daß diese Nachricht eines der bestgehüteten Staatsgeheimnisse der USA ist. So ruft er dem Hauptmann nur zu: „Thank you, Capt'n!"

... ein Höllentor aufgerissen

Der Offizier vom Dienst legt die Hand an die Mütze und verläßt das Zimmer. Er hätte gern gewußt, warum der Präsident die drei Worte des Telegramms



Ein Höllentor wird aufgerissen

so „wundervoll" fand. War es die Mitteilung von einem Ereignis, das ihn persönlich betroffen hat? Hat er vielleicht Familienzuwachs bekommen? Aber dann lächelt der Hauptmann. „Das ist unmöglich", sagt er leise vor sich hin. „Die Tochter ist noch nicht verheiratet und ‚Mama Truman' ist über das Alter hinaus, in dem eine Frau noch ‚Babies' bekommt..."

Der Offizier vom Dienst ahnt nicht im geringsten, daß die drei Worte den geglückten Versuch eines der kühnsten Experimente melden, die in der Geschichte der Menschheit je unternommen worden sind.

Die Nachricht, die das „Große Weiße Haus" in der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1945 kurz nach 24.00 Uhr Präsident Truman hat zukommen lassen, besagt, daß gestern in Alamogordo in der Wüste des Südstaates Neumexiko die erste Atombombe explodiert ist.

Die Vorbereitungen haben Jahre gedauert und den Vereinigten Staaten mehrere Milliarden Dollar gekostet.

Trumans Ausruf „wundervoll" hat in erster Linie der Tatsache gegolten, daß dieses Geld nicht umsonst vertan worden ist. Daß mit dieser ersten Atomexplosion ein Höllentor aufgerissen wird, ahnt er zu diesem Zeitpunkt noch nicht...

Noch vor Trumans Abreise nach Europa hatte Kriegsminister Stimson seinen Präsidenten über die Vorbereitungen informiert, die in der Wüste von Neumexiko getroffen worden waren. Einige kurze Funksprüche während der Überfahrt auf dem Kreuzer „Augusta" ließen dann erkennen, daß die Probeexplosion der ersten Atombombe unmittelbar bevorstehe.

Jetzt ist dieses Experiment also durchgeführt worden, zur selben Stunde, in der er, Harry S. Truman, 33. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, im Flugzeug in die Hauptstadt des besiegten Feindes geflogen ist. Im Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse glaubt er, einen tieferen Sinn zu erkennen.

Das wäre eine Möglichkeit ...

Truman überlegt. Japan hat noch immer nicht kapituliert, und die Vereinigten Stabschefs befürchten, daß die Landung auf dem japanischen Mutterland außerordentlich verlustreich sein wird. Deshalb hat Roosevelt bereits auf der Konferenz in Jalta versucht, auch die Sowjetunion für den Krieg gegen Japan zu gewinnen. Die Rote Armee braucht jedoch mindestens drei Monate, vom Tage der deutschen Kapitulation an gerechnet, um eine genügende Zahl von Divisionen von Europa nach Ostsibirien zu transportieren. Der früheste Zeitpunkt, an dem die Sowjetunion in den Krieg im Pazifik eingreifen kann, ist also Anfang August.

Trotz der ihm vorgetragenen militärischen Gründe hat Truman ein unangenehmes Gefühl, wenn er daran denkt, daß die Sowjets in Asien marschieren werden.

Wenn sich die Voraussagen der Wissenschaftler, so kalkuliert er, als richtig erweisen, dann bestände die Möglichkeit, auch ohne die Hilfe der Russen, Japan mit dieser neuen furchtbaren Waffe kapitulationsreif zu machen...

Dieses Problem wagt der Präsident nicht allein zu entscheiden. Kurz entschlossen fordert er deshalb seinen Kriegsminister Stimson auf, sofort nach Potsdam zu kommen. Er soll über die Ergebnisse der Probeexplosion berichten.

Angst vor Mr. Churchill

Während der Pressesekretär Charles Ross dem Präsidenten noch Vortrag hält, wird der britische Premierminister Winston Churchill gemeldet.

Der Präsident und der britische Premierminister begegnen sich zum ersten Male. Bei den früheren Besuchen Churchills in Washington hielt es Roosevelt nicht für nötig, seinen Vizepräsidenten vorzustellen. Gegenüber dem alten Fuchs aus London fühlt Truman eine gewisse Beklommenheit. Der Präsident hütet sich, politische Themen anzuschneiden, weil er eine sarkastische Antwort Churchills fürchtet.

Nur eines fragt er:

„Ich möchte eine Tagesordnung vorschlagen und mich mit Ihnen, Mister Churchill, abstimmen. Sie haben doch wahrscheinlich eine solche Tagesordnung ausgearbeitet?"

Der Premierminister sitzt in selbstsicherer Behäbigkeit auf seinem Stuhl. Die etwas zu kurzen Beine nach vorn geschoben, strahlt er eine satte Zufriedenheit aus. Bedächtig nimmt er die Zigarre aus dem Mund, sieht zu Truman hinüber und antwortet dann:

„Eine Tagesordnung? Nein! Ich brauche keine!"

Dem Präsidenten will es scheinen, als ob um den Mund des Alten ein belustigtes Lächeln spiele. Schnell gleitet Truman auf ein anderes Thema über. Mit bewegten Worten lobt er die Fürsorge der Russen:

„Sogar einen Flügel haben sie mir hereingestellt."

Als der Premierminister erstaunt aufsieht, fügt Truman hinzu:

„Wissen Sie, Mister Churchill, nichts entspannt so sehr wie Musik."

Der Brite lächelt.

„Natürlich! So etwas entspannt sehr."

Dann erhebt sich Churchill schwerfällig und verabschiedet sich. Die erste Begegnung zwischen dem britischen Premierminister und Harry S. Truman ist zu Ende.

„Liebe Mama und Mary"

Der Präsident geleitet seinen Gast bis vor die Tür. Anschließend zieht er sich in sein Arbeitszimmer zurück. Die Tatsache, daß ihn der britische Premierminister besucht hat, muß er sofort seiner Mutter und seiner Frau berichten. Mit sich selber recht zufrieden, schreibt er:

„Liebe Mama und Mary,

bin gestern nachmittag ungefähr um 3 Uhr in Berlin gelandet und wurde von den Außenministern und höchsten Funktionären Großbritanniens und Rußlands und einem Kontingent amerikanischer Soldaten empfangen, das ich abschreiten mußte. Dann wurden wir in ein schönes Haus an einem See bei Potsdam geführt. Es gehörte früher dem Direktor einer Filmgesellschaft, der, wie man sagt, nach Rußland geschickt worden ist – warum, weiß ich nicht.

Heute vormittag hat mich der englische Premierminister besucht; unsere Unterhaltung verlief sehr angenehm. Marschall Stalin erwarte ich entweder heute nachmittag oder morgen. Ich hoffe, ich werde Zeit finden, Euch später ausführlicher zu schreiben; doch jetzt will ich schließen, damit diese Zeilen noch in den Kuriersack kommen, der heute nachmittag abgeht.

Wenn Ihr Eure Briefe an das Weiße Haus adressiert und drauf schreibt, daß sie mir nachgesandt werden sollen, werde ich sie prompt bekommen.

Alles Liebe und Gute Euch beiden.

Harry."

Blick in den Hades

Nach dem Mittagessen fährt Harry Truman nach Berlin.

Der Wagen des Präsidenten rollt über den Potsdamer Platz, biegt in die Friedrich-Ebert-Straße ein, die vor kurzem noch Hermann-Göring-Straße geheißen hat, und gleich darauf in die Voßstraße. „Das hier war die Reichskanzlei!" erklärte der Adjutant und zeigt dabei auf einen langgestreckten Bau.

Nur die Fassaden sind erhalten geblieben. Dennoch wirkt alles aufgeräumt. Russische Soldaten haben für die zu erwartenden Besuche der „Großen Drei": Truman, Churchill und Stalin, den Weg durch das säulenbewehrte Tor freigemacht. Früher wurde es von SS-Männern bewacht, jetzt stehen dort zwei Rotarmisten und präsentieren das Gewehr.

Truman und seine Begleiter betreten das Innere der ehemaligen Reichskanzlei. Ein russischer Offizier führt den Präsidenten durch die stark mitgenommene 150 Meter lange Marmorgalerie, einstmals das Glanzstück dieses pompösen Baus, bis zu Hitlers Arbeitszimmer.

Auch dieser Raum ist zerstört. Die zertrümmerten Einrichtungsgegenstände wurden inzwischen von Andenkensammlern mitgenommen. Nicht ein Stuhl ist mehr vorhanden. Nur der mächtige Marmortisch steht noch verloren im Raum. Von den massiven hölzernen Beinen haben sich viele Besucher einen Splitter abgeschnitten.

Truman tritt auf die Terrasse hinaus. Der Garten sieht trostlos aus.

Der Präsident betrachtet den „Führerbunker" mit den Augen eines ehemaligen Artillerieoffiziers. Dieser Bau hat sowohl den Bombardements als auch dem furchtbaren sowjetischen Artilleriebeschuß widerstanden. Wohl sieht man zahlreiche Einschläge, aber selbst die schwersten Brocken konnten ihm nichts anhaben.

Truman tritt heran und sieht schaudernd in den Treppenschacht, der in den Hades, in die Unterwelt der Antike, zu führen scheint. Als der ausgezeichnet englisch sprechende sowjetische Begleitoffizier fragt, ob „Mister President" die Zimmer Adolf Hitlers zu besichtigen wünsche, lehnt Truman erregt ab. Nur einige seiner Begleiter unterziehen sich der Mühe, die mehr als hundert Stufen nach unten zu stolpern.

Staatsgeheimnis Nr. 1

Josef Wissarionowitsch Dschugaschwili, genannt Stalin, Marschall der Sowjetunion und absoluter Herrscher über das Riesenreich, das von Wladiwostok bis zur Elbe reicht, hat Moskau am 14. Juli verlassen. Der vorgesehene Abreisetermin am 12. Juli ist nicht eingehalten worden, da Stalin an einer fiebrigen Mandelentzündung erkrankt war.

Seit Tagen hat der Sonderzug des Marschalls auf einem Nebengeleis des Bjelorussischen Bahnhofs unter Dampf gestanden. Aber erst in der Nacht vom 14. zum 15. Juli hat die Sicherheitspolizei die Straßen und das Gelände um den Bahnhof räumen lassen, für die Moskauer das sichere Zeichen, daß Marschall Stalin verreist.

*

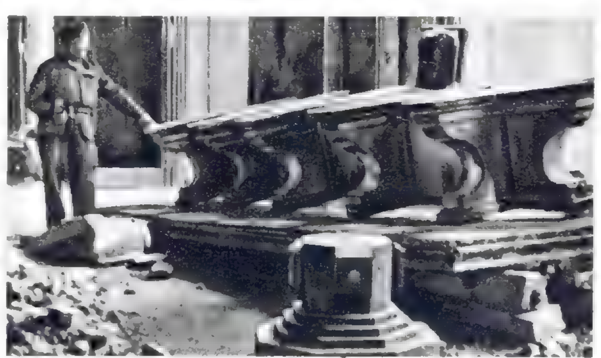
Am Nachmittag des 16. Juli trifft der Sonderzug des Generalissimus auf dem zerstörten Schlesischen Bahnhof in Berlin ein. Auch hier ist alles abgesperrt. Durch einen Kordon von NKWD-Soldaten geht Stalin zu seinem gepanzerten Wagen.

Dieses Auto ist Kriegsbeute. Die russischen Soldaten haben es in der Garage der Reichskanzlei gefunden.

In schneller Fahrt bringt das Auto den russischen Marschall in sein Quartier in Neubabelsberg. Die genaue Adresse kennt niemand. Der Aufenthaltsort Stalins ist Staatsgeheimnis Nummer eins.

Als General Clay vor einigen Tagen bei der Vorbereitung des „Kleinen Weißen Hauses" ganz harmlos gefragt hat, ob auch der Marschall in Neubabelsberg Wohnung beziehen werde, hat ihn der begleitende russische Major betreten angesehen. Eine Antwort hat er nicht zu geben gewagt.

Stalin sieht in der Tat noch mitgenommen aus. Doch der Beginn der Konferenz am 17. Juli soll nicht noch einmal verschoben werden und vorher will er noch mit Winston Churchill sprechen. Deshalb läßt er unmittelbar



Souvenirs von Hitlers Schreibtisch

nach seiner Ankunft in der Villa des britischen Premierministers anfragen, ob ein Besuch genehm sei.

Churchill sagt sofort zu. Auch ihm ist daran gelegen, mit dem russischen Diktator noch vor Beginn der Konferenz einiges unter vier Augen auszuhandeln. Wie der Premierminister weiß, kann man mit den Russen am zwanglosesten bei Tisch sprechen. So lädt er den sowjetischen Marschall gleich zum Abendessen ein...

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit, gegen halb neun Uhr abends, fährt das gepanzerte Auto Stalins an der Villa Churchills in der Ringstraße 23 vor. Stalin kommt allein. Nur sein Dolmetscher Pawlow begleitet ihn.

Das Auto wird sofort von Zivilisten umringt, es sind sowjetische Geheimpolizisten, die wie aus dem Boden gewachsen plötzlich auftauchen. So unauffällig, wie sie gekommen sind, verschwinden sie auch wieder, nachdem sich hinter Stalin die Eingangspforte zu dem Grundstück Ringstraße 23 geschlossen hat.

Ohne Verzug geht man zu Tisch. Stalin bringt das Gespräch sofort auf die



REISEFIEBER

Im Reisebüro beginnt es, das frohe Abenteuer, das ungewohnte Erlebnis, die Abwechslung und Überraschung. Bunte Bilder und Karten breitet man vor uns aus, entlegene Weltwinkel und blaue Küsten locken ... Schnellzug und Kraftwagen, Ozeandampfer und Flugzeug stillen unsere Fernsehnsucht, die nun bis in den Weltraum reicht. Wie verzaubert schwinden Entfernungen und Zeit: brauchte doch, den Atlantischen Ozean zu überqueren, das schnellste Segelschiff des Reeders Astor noch gute vier Wochen, braucht der Schnelldampfer von heute vier Tage, das Düsenflugzeug 400 Minuten ... In wenigen Wochen lebt man ein Jahr — auf Reisen — jeder Tag ein Geschenk.

Der Tradition ihres großen Namens verpflichtet, besitzt die Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR Ansehen und Freunde in aller Welt

Verraten und verkauft

englischen Unterhauswahlen vom 5. Juli, deren Ergebnisse man jedoch noch nicht kennt.

Stalin lobt den König

„Nach meinen Informationen wird Ihre Partei eine Mehrheit von ungefähr achtzig Mandaten bekommen!" prophezeit Stalin. „Die Arbeiterpartei wird höchstens zweihundertunddreißig Sitze erringen."

Churchill ist von dieser Prognose recht angenehm berührt, denn auch er rechnet mit einem Sieg. Aber gerade darum wehrt er bescheiden ab. „Sie mögen recht haben, Exzellenz", antwortet er. „Doch über die Stimmung der Soldaten ist kein rechter Überblick zu gewinnen und sie entscheiden."

Um Stalins Mund spielt so etwas wie ein Lächeln. „Armeen bevorzugen starke Regierungen", meint er. „Deshalb werden die Soldaten wie die Bevölkerung in England gestimmt haben, nämlich konservativ."

„Kommt auch Seine Majestät George VI. nach Berlin?" fragt Stalin.

Churchill kann nur schwer seine Verwunderung verbergen. Ausgerechnet der russische Diktator, dessen Partei 1918 den Zaren samt seiner Familie hat vernichten lassen, erkundigt sich nach Seiner Majestät? „Ich glaube kaum", erwidert Churchill. „Die Sicherheitsmaßnahmen wären zu kompliziert."

Doch noch mehr verblüfft Churchill die nächste Bemerkung Stalins: „Die monarchistische Staatsform hat wohl nirgends so sehr ihre Berechtigung erwiesen als in Großbritannien. Für das britische Weltreich bildet die Krone das einigende Band. Das erkennt jeder Russe rückhaltlos an und wird deshalb Seiner Majestät George VI. auch immer allen zukommenden Respekt erweisen."

Die Uhr zeigt schon eine Stunde nach Mitternacht, ohne daß man auf das deutsche Problem zu sprechen gekommen ist, wenn man von einer Anekdote absieht, die Stalin erzählt:

„In Deutschland herrscht eine aller Vernunft widersprechende Disziplin. Als ich vor dem Ersten Weltkrieg einmal Leipzig besuchte, traf ich dort mit rund zweihundert deutschen Sozialdemokraten zusammen. Sie sollten an einer internationalen Tagung teilnehmen..."

Georg VI. - Von Russen respektiert

Churchill kennt die Geschichte schon, Stalin hat sie bereits in Jalta zum besten gegeben.

„... Der Zug lief pünktlich auf dem Bahnhof ein", plaudert Stalin weiter, „da aber niemand an der Bahnsteigsperre stand, um die Fahrkarten abzunehmen, warteten die deutschen Sozialisten geduldig volle zwei Stunden, bevor sie den Bahnhof verließen. So hat nicht ein einziger von ihnen an der Tagung teilgenommen, zu der sie von weither gekommen waren..."

Der britische Premierminister lacht pflichtschuldigst, obwohl er inzwischen weiß, daß Stalin niemals in seinem Leben in Leipzig gewesen ist.

Wo ist Hitler?

Am Morgen des 17. Juli besucht der sowjetische Generalissimus den amerikanischen Präsidenten. Truman weiß inzwischen, daß Stalin gestern abend mehr als fünf Stunden bei Winston Churchill gewesen ist und mit ihm zu Abend gegessen hat. Doch er versteht, seine Verstimmung zu verbergen und lädt seinerseits Stalin auf das liebenswürdigste ein, zum Lunch zu bleiben.

Doch der Diktator lehnt ab: „Meine Gesundheit ist nicht mehr so wie früher", sagt er. „Ich hatte eine eitrige Mandelentzündung und das ist bei meinem etwas angegriffenen Herzen nicht ungefährlich. Es ist mir wirklich nicht möglich, zu bleiben."

Truman wendet sich an Molotow, der Stalin diesmal begleitet, aber der sowjetische Volkskommissar für Auswärtiges zuckt nur mit den Schultern. Er wird sich hüten, seinen Herrn und Meister zu etwas zu überreden.

„Wenn Sie wollen, können Sie!" sagt Truman schließlich und trifft damit genau die richtigen Worte. Ein Diktator kann doch nicht zeigen, daß er etwas nicht kann. Stalin bleibt und bald darauf setzt man sich zu Tisch. Auch Byrnes, der Staatssekretär des State Departments, Molotows amerikanischer Kollege, nimmt an dem Lunch teil und außerdem noch der amerikanische Dolmetscher Bohlen.

„Sie haben gestern den Bunker Hitlers besucht?" beginnt Stalin das Gespräch. „Auch Premierminister Churchill sah sich die letzte Zufluchtsstätte Hitlers gestern nachmittag an."

Byrnes benutzt die Gelegenheit, den Generalissimus nach seiner Meinung über das Ende Hitlers zu befragen.

„Es ist meine innerste Überzeugung", erwidert Stalin, „daß Hitler noch am Leben ist. Wahrscheinlich befindet er sich in Spanien, vielleicht auch in Argentinien. Jedenfalls müssen wir ihn suchen."

Weder Truman noch Byrnes können annehmen, daß Stalin lügt, denn sie wissen nicht, daß die Sowjets schon am 9. Mai, eine Woche nach dem Fall Berlins, den einwandfreien Beweis von Hitlers Tod in den Händen gehabt haben: seine stark angekohlte Leiche, die sie in einem Bombentrichter neben dem Bunker gefunden haben.

An Hand zweier Zahnbrücken vom oberen und unteren Kiefer, die man dem Leichnam entnommen hat, ist einwandfrei festgestellt worden, daß es sich um Hitler handeln muß. Sowohl der Zahntechniker Echtmann, der diese Brücken hergestellt hat, als auch die Assistentin von Hitlers Zahnarzt Professor Blaschke, Fräulein Heusemann, haben unabhängig voneinander bestätigt, daß die vorgelegten Zahnbrücken von Hitler stammen.

Um zu verhindern, daß die Identifizierung den Westmächten bekannt wird, haben die Sowjets sowohl Echtmann als auch Fräulein Heusemann nach der Sowjetunion verschleppt. Höchstwahrscheinlich haben sie auch die Leiche Hitlers nach Rußland transportiert, um sie dort zu begraben...

Stalins Forderungen

Vom „Kleinen Weißen Haus" in Neubabelsberg nach Cecilienhof bei Potsdam sind es nur fünf Kilometer. Die Wege dorthin sind aufgeräumt, die Straßen enttrümmert und die Deutschen in den Häusern längs der Zufahrtswege evakuiert.

In den fünf Minuten, die der Wagen des Präsidenten von der Kaiserstraße bis zum Cecilienhof braucht, läßt sich Truman noch schnell erklären, was es mit diesem Schloß für eine Bewandtnis hat:

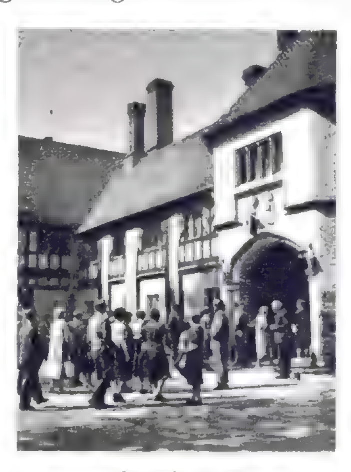
„Es wurde in den Jahren 1913–17 von dem damaligen Modearchitekten Schultze-Naumburg für den deutschen Kronprinzen Wilhelm gebaut. Man hat dabei ganz bewußt den Stil altenglischer Herrensitze mit Fachwerk, Erkern und kleinen Giebeln kopiert. Aber für die Tagung ist das Palais wie geschaffen."

Gegen fünf Uhr versammeln sich dann die Teilnehmer der Konferenz im großen Saal.

*

Die Sowjetunion vertritt Generalissimus Stalin, der von Molotow, Wyschinskij, Gromyko und dem Dolmetscher Pawlow unterstützt wird.

Die britische Delegation mit dem Stellvertretenden Premierminister Attlee, der gleichzeitig Führer der Arbeiterpartei ist, dem Außenminister Eden, drei weiteren Staatssekretären und Major Birse, wird von Churchill geführt.



Cecilienhof
Wer hätte das damals gedacht!

Den Präsidenten der Vereinigten Staaten begleiten Byrnes, Admiral Leahy, der ehemalige Botschafter in Moskau, Davies, und noch sechs weitere Sachverständige, dazu der Dolmetscher Bohlen.

Die große Uhr im Saal zeigt auf zehn Minuten nach fünf Uhr nachmittags, als sich Stalin erhebt und als Gastgeber die Konferenz für eröffnet erklärt. Den Vorsitz bietet er Harry S. Truman an. Auch Winston Churchill unterstützt diesen Vorschlag. Der amerikanische Präsident nimmt geschmeichelt an. Mit einer kurzen Ansprache dankt er für das ehrenvolle Angebot.

Bevor man in die Verhandlung eintritt, lädt Stalin für den Abend desselben Tages, den 17. Juli 1945, zu einer Party mit Stehbüfett im großen Bankettsaal des Schlosses ein. Dann erhebt sich Präsident Truman und unterbreitet den beiden anderen Delegationsführern eine Anzahl von Vorschlägen.

Der erste betrifft die Schaffung eines Außenministerrates, der zweite behandelt die Frage des in Deutschland einzurichtenden Alliierten Regimes, und mit dem dritten unterbreitet er Anregungen für die Behandlung der Balkanstaaten Rumänien und Bulgarien.

Nach einem freundschaftlich geführten Wortgeplänkel erhebt sich Stalin. Nicht nur Truman und Churchill sind gespannt, was der russische Generalissimus und Ministerpräsident vorzubringen hat, auch die Augen der anderen Delegationsmitglieder sind auf ihn gerichtet.

„Meine Delegation wünscht", ruft Stalin dem Dolmetscher Birse auf der englischen und Bohlen auf der amerikanischen Seite des runden Tisches zu, „über nachstehende Punkte zu diskutieren:

erstens: die Verteilung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte;

zweitens über die Reparationen;

drittens über die Treuhänderschaft für Rußland auf Grund der Charta der Vereinten Nationen.

Hierzu möchte ich erklärend feststellen, daß die Sowjetunion einiges von dem Gebiet der besiegten Staaten unter ihre Treuhänderschaft zu nehmen wünscht. Wir denken da vor allem an die italienischen Kolonien..."

Sie streiten um die Beute

Es dauert fast eine Minute, bis die Dolmetscher diesen Satz ins Englische übersetzt haben. Die Überraschung ist natürlich groß. Die Sowjetunion in Afrika? Churchill wird blitzartig klar, was das bedeutet. Mit dieser Treuhänderschaft säßen die Sowjets nicht nur im Mittelmeer, sie würden auch den gesamten afrikanischen Kontinent revolutionieren.

Doch bevor er Einwendungen erheben kann, hat Stalin weitere Forderungen angemeldet:

„viertens wünscht meine Delegation über die Beziehungen zu den Verbündeten der Achsenmächte zu sprechen;

fünftens über das Regime des spanischen faschistischen Diktators Franco.

Dieses Regime ist nicht in Spanien selbst entstanden, sondern dem spanischen Volk in einem blutigen Bürgerkrieg sondergleichen von Deutschland und Italien aufgezwungen worden. Wir können nicht den Faschismus ausrotten und gleichzeitig seine Kreaturen weiterleben lassen. Die Existenz dieses Regimes bildet für die Vereinten Nationen eine ständige Gefahr. Wir täten deshalb gut daran, für das spanische Volk eine Lage zu schaffen, die es ihm gestattet, eine ihm genehme Regierung zu bestellen..."

Winston Churchill sieht grimmig vor sich hin. Wie ein alter Löwe die Gefahr schon meilenweit wittert, so erkennt der britische Premier sofort, was in diesem Vorschlag Stalins steckt: sich in die inneren Verhältnisse Spaniens einzumischen.

Deshalb also hat er heute vormittag Truman erzählt, Hitler halte sich in Spanien auf. Die rührselige Geschichte ist das Präludium gewesen, dem heute nachmittag der Paukenschlag gefolgt ist.

Schon spricht Stalin weiter: „Auch über Tanger, Syrien und den Libanon und schließlich über die polnische Frage möchten wir sprechen. Ganz präzise ausgedrückt heißt das: wir möchten über die Festlegung der polnischen Westgrenzen und über die Auflösung der polnischen Exilregierung in London sprechen. Zwei polnische Regierungen kann es nicht geben, und in Warschau amtiert schon eine. Außerdem haben die Londoner Exilpolen mit den Deutschen zusammengearbeitet..."

Das ist eine ungeheuerliche Verleumdung, und jeder im Saal weiß es. Die Forderung der polnischen Exilregierung in London, die Massengräber bei Katyn durch eine Kommission des Internationalen Roten Kreuzes untersuchen zu lassen, ist keine Zusammenarbeit mit Hitler gewesen.

Unausgesprochen bleibt ein dumpfes Gefühl der Schuld, denn sowohl in London als auch in Washington weiß man seit mehr als einem Jahr, daß nicht die Deutschen, sondern Stalins NKWD die polnischen Offiziere ermordet hat...

*

Der Stalin von gestern abend und heute vormittag hat seine biedermännische Maske fallen lassen und zeigt sich als harter Händler, der auch bereit ist, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen.

In der anschließenden ersten Diskussion weigert sich Churchill, Rußland einen Teil der deutschen Kriegsflotte zu überlassen. Er begründet diese Weigerung mit den Worten: „Meines Erachtens sollten diese Schiffe versenkt werden, denn Kriegsgerät ist etwas Gräßliches. Aber wenn der Generalissimus es verlangt, werden wir die deutsche Flotte aufteilen."

Auf Stalins Gesicht spiegelt sich offener Hohn. Den Oberkörper nach vorn gebeugt, antwortet er: „Gut! Teilen wir sie also auf! Mister Churchill kann natürlich seinen Anteil, wenn er es wünscht, versenken!"

Im nächsten Heft:
Nun ist Polen doch verloren – Churchill kämpft um Ost-Deutschland – Stalin weiß um das Geheimnis der Atombombe



. . . in langer Lagerzeit gewann er seine Reife





Herz und Seele guter Weine . . .

im Chantré vereint!

Fern von der Hast unserer Zeit reift Chantré in tiefen Kellern.
So gewinnt er sein reiches Bukett und seine weinige Milde!
Er ist ein edler Weinbrand, in dem das unvergänglich Gute lebt.
Genießen Sie Chantré bewußt – zu Ihrem Wohl – zu Ihrer Freude!



So gut ⋆ so mild ⋆ so reif ⋆ CHANTRÉ ⋆⋆⋆

4/1

TC-8 funkt SOS

Ein Abenteuer auf Leben und Tod im ewigen Eis der Arktis

Auf dem Eröffnungsflug der Strecke Stockholm — San Franzisko verpaßt der „Nordstern", ein Flugzeug der Northern European Airlines (NEA), über dem Nordpol ein amerikanisches Tankflugzeug. Zu allem Unglück stellt die Besatzung des „Nordstern" einen Defekt in der Umpumpanlage fest. Dem Flugkapitän Rasmussen gelingt fast in letzter Minute die Notlandung auf dem ewigen Eis. Ein heftiger Sturm zieht nun herauf.



Rasmussen reißt die Plombe entzwei – die Klappe des Notausstiegs fällt in das Flugzeug. Schnee rutscht nach. Und nun sehen alle, daß nicht nur die Fenster verklebt sind, sondern daß die Maschine vom Schnee verschüttet ist.

Zeichnung Grazioli

Fred Rasmussen weiß genau: in wenigen Minuten wird sich der Himmel verdunkeln, wird das heimtückische Nordlicht verschwinden, wird der Sturm hereinbrechen. Man wird sein Ende abwarten müssen und dann erst an die Arbeit gehen können.

Eine Fülle von Aufgaben steht Rasmussen und den anderen Männern der Besatzung bevor. Sie müssen zu allererst den Schaden an der Kraftstoffumpumpanlage finden, koste es, was es wolle.

Er muß weiter den genauen Standort der Maschine ermitteln und ihn über Funk in alle Welt senden, gleichgültig, wer ihn empfangen wird.

Schließlich muß er dafür sorgen, daß Hilfsflugzeuge, die zweifellos nach seiner Maschine suchen werden, ihn finden können.

Dies alles geht Rasmussen durch den Kopf, während seine Passagiere ihn mit Fragen bestürmen.

Beschwichtigend hebt Rasmussen beide Hände:

„Wie soll ich Ihnen so viel auf einmal beantworten?" sagte er. „Ich schlage Ihnen deshalb vor, meine Damen und Herren, daß Sie aus Ihrer Mitte eine aus drei Personen bestehende Abordnung bilden, die mir Ihre Wünsche und Fragen übermittelt. Ich werde Ihnen immer zur Verfügung stehen, Kleinigkeiten aber regeln Sie bitte mit Fräulein Christensen, unserer Ersten Stewardeß an Bord."

Während Rasmussen in den Führerraum zurückgeht – froh, den Fragen wenigstens vorläufig entronnen zu sein, hört er, wie einige der Passagiere seinen Vorschlag bereits aufgreifen. Rasmussen will zunächst veranlassen, daß die Ruder festgestellt werden. Er sieht mit Befriedigung, daß Björnsted dies bereits getan hat.

„Mut, Doktor", sagt Rasmussen im Vorbeigehen zu seinem Navigator, dem ältesten Besatzungsmitglied an Bord. Dann ruft er die Bordingenieure Jansen und Karlsen zu sich und bespricht mit ihnen die Arbeit an den Pumpen, die nach dem Sturm beginnen soll. Die Funkoffiziere erhalten Weisung, eine große Festantenne außerhalb des Flugzeuges aufzurichten.

Dann nimmt er das Bordbuch und beginnt mit den Eintragungen.

Der Sturm wird kommen, wenn nicht noch ein Wunder geschieht. Ungewiß und dunkel liegt das Geschehen kommender Stunden und Tage vor Rasmussen. Er weiß, wie schwierig es ist, ein im Polargebiet notgelandetes Flugzeug zu finden.

„Als wollte man einen Floh im Schnee suchen!" knurrt er erbittert vor sich hin.

Minus 28 Grad

Fred Rasmussen hängt keinen Illusionen nach. Die Außenbordtemperatur beträgt minus 28 Grad. Langsam dringt die Kälte durch die Aluminiumhaut des Rumpfes und durch die Polster in die nun nicht mehr von den Motoren beheizte Kabine... Er muß die Tankanlage in Ordnung bringen, er muß hier heraus – sonst... sonst bedeutet es das Ende für alle 68 Passagiere und die elf Besatzungsmitglieder.

*

Um 06.00 Uhr GMT des 30. Juni beginnt Captain J. Sauther, der Kommandant der Tankermaschine, die der „Nordstern" verpaßt hat, in der Offiziersmesse in Thule unruhig auf und ab zu gehen. Sauther gesteht sich ein, daß er nervös ist. Die Nordstreckenmaschine müßte schon längst gelandet sein, wenn die Nachricht von dem Polüberflug stimmt. Sechs Stunden für diese knapp fünfzehnhundert Kilometer mit Umwegstrecke sind entschieden zuviel für die TC-8 – selbst bei Gegenwind!

„Ich muß mich erkundigen", sagte Sauther plötzlich laut. Wenn keine Meldung da ist und sie in dreißig Minuten nicht gelandet sind, können sie nicht mehr lange fliegen. Der Kraftstoff muß zu Ende gehen...

Sauther bestellt sich die dritte Tasse Kaffee. Seine Kameraden, mit denen er geflogen ist, liegen längst im Bett. Er allein ist aufgeblieben, um mit Fred Rasmussen zu sprechen. Ob man ihm, Sauther, einen Vorwurf machen kann, wenn der Nordstreckenmaschine etwas zugestoßen sein sollte?

„Dann hätten Sie auch die paar Minuten warten können, bis die Stockholmer Boys am Treffpunkt eintrafen, wenn sie schon zwei Stunden da herumkrebsten", hatte der General ihm unfreundlich gesagt nach der Rückmeldung.

„Alles Unsinn", überlegt Sauther. „Ich bin kein Hellseher; die verrückte Funkerei ist schuld; ich hab's satt, hier im Norden zu fliegen. Ich werde meine Versetzung nach dem Pazifik beantragen; aber erst muß die TC-8 gelandet sein."

Captain J. Sauther zerdrückt seine Zigarette im Aschenbecher, geht in die Garderobe, nimmt seinen „Teddy", den Pelzmantel, und fährt in halsbrecherischem Tempo zum Flughafen hinüber.

Thule gibt Alarm

In langen Sätzen stürmt er durch das Abfertigungsgebäude zum großen Dienstzimmer der Flugleitung, das trotz der mitternächtlichen Sonne ständig von langen Neonröhren zusätzlich erhellt wird. Seine Frage platzt wie ein Pistolenschuß in den ruhigen Nachtbetrieb:

„Wann landet die Nordstreckenmaschine aus Stockholm? Ist Nachricht von der Nordstreckenmaschine da? Wann war der letzte Funkverkehr mit der TC-8? Los, sagt schon, was mit der Krähe ist, hab nicht viel Zeit!"

Mit der Antwort, die Sauther bekommt, kann er nicht viel anfangen.

„Wir wissen nur, daß die TC-8 bei uns zwischenlandet, Sir, das ist alles. Wir haben keine Verbindung mit ihr. Alle Funkwege zum Pol sind gestört."

„Oh, ihr Helden", seufzt der Captain, „wißt ihr nicht, welche äußerste Flugzeit die TC-8 hat? Ich will euch was sagen: Die Nordstreckenmaschine ist überfällig, das ist es. Und ich wüßte keinen Platz zwischen uns und dem Pol, auf dem sie gelandet sein könnte, weil es einen solchen Platz nicht gibt. Wenn die Boys sich um 01.00 Uhr GMT am Pol ansagten, müßten sie längst hier

Mr. Lucky's Freundeskreis



Eine Spezialität aus der Heimat der Lucky Strike: „hot dogs"

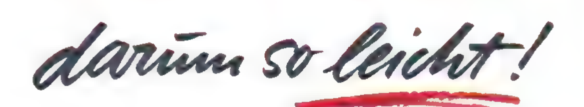
Viele Lucky Strike-Raucher können sich immer noch nicht erklären, warum diese weltberühmte und bewußt filterlose Cigarettenmarke so schmackhaft und so mild ist. Das Geheimnis: Lucky Strike – it's toasted! Die Mischung – US and Turkish Tobaccos – ist getoastet. Darauf kommt's an. Denn alles, was man toastet, ist bekanntlich besser verträglich. Probieren Sie darum Lucky Strike – das Beste vom Besten – hergestellt nach dem Petersburg (USA)-Geheimrezept der British-American Tobacco!

im internationalen Originalformat



we all like Lucky Strike-

it's toasted



TC-8 funkt SOS

sein! Verbindet mich mal mit dem General, auch wenn wir ihn in seinem Nickerchen stören sollten. Ich nehm's auf meine Kappe."

Auch der General ist besorgt. „Ja, Captain Sauther", sagt er, „ich habe keinen Zweifel mehr, daß das zufällig aufgefangene SOS von den Boys aus Stockholm stammt. Unternehmen Sie, was Sie für richtig halten!"

Für Sauther gibt es kein Warten mehr.

*

Am 30. Juni 01.50 Uhr Thuler Zeit, also 4 Stunden und 17 Minuten nach der Notlandung des „Nordstern" auf einer halbwegs ebenen Eisfläche inmitten des riesigen Polargebietes, hallen wieder die Alarmsirenen über Thule. Zehn Minuten später fegt das erste Flugzeug der Polnotstaffel über die Startbahn.

In Minutenabständen folgen fünf weitere Maschinen.

Sie haben alles an Bord, was zur Rettung aus dem ewigen Eis notwendig erscheint. Jedem der Suchflugzeuge ist ein Sektor zugewiesen, den es in geringer Höhe abzufliegen hat. Es ist nicht das erste Mal, daß die Piloten nach Norden fliegen, um ein Flugzeug und seine Insassen zu suchen. Das Furchtbare aber an diesem Auftrag ist, daß diesmal 79 Personen in Lebensgefahr sind, wenn nicht gar schon tot!

„Gnade ihnen Gott, wenn sie in Polnähe Bruch machten", hatte der General gesagt. „Jungens, ihr müßt sie finden. Und wenn wir wochenlang ununterbrochen fliegen müssen. Verdammt, wir fanden bisher alle wieder, aber in keiner Krähe waren soviel Menschen wie in der Nordstreckenmaschine!"

Auch Captain J. Sauther gönnt sich keinen Schlaf. Er trommelt seine Besatzung aus den Betten, läßt sich eines der stets startbereiten Polnotflugzeuge zuweisen und fliegt erneut zum Pol.

„Die verdammten lumpigen zwanzig Minuten", denkt er, während sich die Maschine vom Boden abhebt, „um die wir uns vielleicht verfehlten! Sie könnten die Ursache sein, wenn die TC-8 irgendwo 'runtergefallen ist."

Als nach zehn Stunden die Flugzeuge der Polnotstaffel anschweben und landen, hat niemand auch nur eine Spur des verschollenen Langstreckenflugzeuges der NEA entdeckt.

*

Die Morgenblätter in San Franzisko und Mittagsblätter in Stockholm und ganz Europa schreien am 30. Juni die Schreckensmeldung von dem „Nordstern" in die Welt hinaus.

Nordstreckenmaschine verschollen
79 Menschen an Bord

TC-8 - Modernstes Langstrekkenflugzeug über Nordpol abgestürzt
Niemand gerettet!

Schwerster Verlust für Northern European Airlines
Die „Nordstern" verunglückt
mit Chefpilot Rasmussen am Steuer

Empfangskomitee in San Franzisko wartet vergeblich auf erstes Nordstreckenflugzeug
TC-8 über dem Nordpol vermißt – Stockholmer Bürgermeister an Bord.

Größte Suchaktion der Luftfahrtgeschichte
Nordlichteffekt Ursache des Absturzes?

Ungewöhnliches Polarwetter vernichtet Flugzeug
79 Menschen im Eis verschollen

*

Wirr durcheinander liegen auf dem großen Mahagonischreibtisch des Präsidenten der NORTHERN EUROPEAN AIRLINES am Abend des 30. Juni die Weltblätter. Die roten und schwarzen Blocklettern der Titelseiten starren ihn an. Er sitzt da, den Kopf in beide Hände gestützt, müde, zerschlagen, für niemanden zu sprechen.

Wer kann das Unglück fassen! Noch niemals in der Geschichte seiner Gesellschaft hat es eine solche Katastrophe gegeben. Es ist entsetzlich, grauenvoll, niederschmetternd.

Die Hände des Präsidenten zittern. Er hofft und verwirft die Hoffnung, er resigniert im Selbstgespräch und gewinnt neuen Glauben. Fred Rasmussen, sein bester Mann! Er hat alles an Bord, was für einen Unfall gebraucht wird. Notproviant, Zelte, Schlitten, Gewehre, Dekken, Funkgeräte und Schwimmwesten.

Der Präsident wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er darf die Hoffnung nicht aufgeben!

Die TC-8 bleibt verschollen

Und die Suche nach dem „Nordstern" geht weiter, der General in Thule bittet Washington um weitere Suchflugzeuge. London und Stockholm schalten sich ein, übernehmen das Gebiet zwischen Spitzbergen und dem Pol und suchen auch zwischen dem Pol und Thule mit, nachdem die amerikanischen Meteorologen dem Kurierflugzeug aus Thule, das jeden fünften Tag auf Schneekufen bei ihnen landet, eine Meldung über den Funkverkehr mit dem „Nordstern" mitgegeben hatten.

Tag für Tag steht das Nordlicht größer und prächtiger über dem Pol. Und immer noch sind die Funkwege ebenso gestört wie in jener Nacht vom 29. auf den 30. Juni.

Die Amerikaner auf Thule rekonstruieren im Kartenraum den mutmaßlichen Weg des „Nordstern". Sie versuchen herauszubekommen, wo etwa die Nordstreckenmaschine auf das Sturmgebiet gestoßen sein könnte.

Manchmal spricht bei dieser Arbeit der eine oder andere die inneren Zweifel aus, die jeder hat.

Vielleicht Feuer an Bord?

Vielleicht war die Maschine über das grönländische Festlandeis mit ausgefallenen oder falsch anzeigenden Navigationsinstrumenten geflogen. Es gibt so viele Möglichkeiten...

Das Suchgebiet, das sie abgrenzen, umspannt einen Raum von 360000 Quadratkilometern. Einen Raum der Hoffnung und der Hoffnungslosigkeit zugleich, einen Raum ohne Menschen, ohne Straßen, ohne Flüsse. Ein Gebiet so groß wie Finnland oder Norwegen. Und in diesem weiten Raum ein Flugzeug mit vierzig Metern Spannweite seiner Tragflächen und vierzig Metern Länge seines Rumpfes!

Die Polnotstaffel des amerikanischen Flugstützpunktes Thule fliegt weiter in drei Schichten, vierundzwanzig Stunden am Tage ununterbrochen, auch am vierten, fünften, sechsten und siebten Tag. Sie wird unterstützt von Flugzeugen anderer Nationen.

Die Nordstreckenmaschine aber bleibt verschollen.

Es ist zum Verzweifeln: die Aktion hat Hunderttausende von Dollar gekostet. Und kein Ergebnis. Am 6. Juli gibt Washington den Befehl zur Einstellung der Suchflüge. Man hat die Nordstreckenmaschine aufgegeben.

Nur General Burger verliert die Hoffnung nicht. Er befiehlt seinen Besatzungen, während der routinemäßigen Polarflüge weiter als üblich vom Kurs abzuweichen, die Augen aufzumachen und zu suchen, zu suchen, zu suchen.

*

Der Sturm bringt Schnee. Das ist ebenso ungewöhnlich zu dieser Jahreszeit wie das ganze Wettergeschehen dieser letzten Stunden.

Fred Rasmussen ergänzt das Bordbuch:

„30. Juni, 02 Uhr 33 GMT Notlandung im Packeis. Kraftstoffumpumpanlage unklar – Treibstoffmangel trotz voller Außenbehälter – Flugzeug weist keine sichtbaren Beschädigungen auf – Haben Sturm voraus – Außenbordtemperatur minus 28 Grad – Innentemperatur plus 15 Grad langsam sinkend. – An Bord alles wohlauf."

Rasmussen schließt sorgfältig das Bordbuch und legt es vor sich auf das Schaltpult.

Nur Sommerkleider...

Tausend Gedanken quälen ihn.

Da ist der Sturm. Er kann Stunden dauern, und diese Stunden sind dann verloren für die Arbeiten an den Pumpen. Sie haben noch eine einzige volle, normale Bordverpflegung und dann Bordnotverpflegung für sechs Tage. Vielleicht wird sie auch bei kleinsten Portionen acht oder zehn Tage reichen.

Rasmussen läßt für jeden Passagier Decken ausgeben. Aber werden sie genügen? Über Sommerkleider und Sommeranzüge gelegt in ungeheizter Kabine?

Wenn er wenigstens einen Motor weiterlaufen lassen könnte! Er würde lange laufen mit achttausend Litern, die Kabine heizen und die Batterien laden. Doch er muß davon absehen. Er muß den Kraftstoffrest in den Hauptbehältern aufheben für den Funkverkehr, wenn die Batterien schwach werden.

Vor den Fenstern der Führerkabine fegt der Schnee vorüber. Die Sicht ist bis auf wenige Meter zurückgegangen. Der Sturm rüttelt an den Tragflächen und an den festgestellten Rudern. Manchmal glauben Rasmussen und Björnsted, wenn sie hinaussehen, sie würden rückwärts fliegen.

Langsam wandern die Zeiger der Uhren weiter: 03.30 Uhr.

„In San Franzisko werden sie jetzt unseren Empfang vorbereiten", sagt der IPO-Korrespondent Bob Marker zu seiner Nachbarin Margarete Jörgensen. Dabei verkriecht er sich noch mehr unter den beiden wollenen Decken, die vor der zunehmenden Kälte schützen sollen.

„Wenn man sich wenigstens draußen etwas umsehen könnte – schließlich landet man nicht alle Tage am Nordpol. Aber erstens dürfen wir ja nicht 'raus, und zweitens – huh", der junge Mann zieht fröstelnd die Schultern zusammen, „die Kälte draußen und dann nur so 'nen dünnen Sommeranzug. Ein bißchen wenig – und zu Hause hängen Pelzmantel und Pelzkappe."

Margarete Jörgensen schweigt. Sie friert und liegt zurückgelehnt mit offenen Augen da und sieht auf das Fenster. Zu sehen ist allerdings nichts. Denn die kleine quadratische Scheibe ist von außen mit Schnee beklebt. Margarete gesteht sich ein, daß sie – Angst hat. Die Landung hier im Eis, die stillstehenden beiden Außenmotoren während des Fluges, die zunehmende Kälte im Innern der Maschine – all das bedrückt sie. Und unwillkürlich rutscht sie auf ihrem Sitz etwas näher an Bob Marker heran, als suchte sie bei ihm Schutz.

„Nicht schlappmachen!"

Bürgermeister Bergmann hat seinen Sohn zu sich herangezogen. So liegen sie unter vier Decken und wärmen einander. Sie schweigen und denken an zu Hause, und als der Junge in der Begeisterung seiner sechzehn Jahre plötzlich lebhaft bedauert, daß seine Mutter diese interessante Notlandung nicht miterleben darf, legt ihm sein Vater den Finger auf den Mund. Aus der Erfahrung und Skepsis seines Alters sieht er das Geschehen anders. Er dankt Gott, daß sein Sohn und er noch am Leben sind, daß die Landung geglückt ist, und er betet, daß die Besatzung des Flugzeuges die Kraft hat, die Situation zu meistern. Wenn er doch nur seiner Frau irgendeine Nachricht geben könnte.

Es wird dunkler und dunkler an Bord; das Licht brennt nicht, die Klingeln, um die Stewardeß oder den Steward zu rufen, funktionieren nicht. Rasmussen hat das Bordnetz ausgeschaltet, um Strom zu sparen. So gehen Maria Christensen, Elisabeth Norstad und Max Forster ständig hin und her, um die Wünsche der Passagiere, soweit es in ihrer Macht steht, zu erfüllen. Sie sind nun dreizehn Stunden auf den Beinen.

„Du darfst nicht schlappmachen...", mahnt die Chefstewardeß immer wieder Elisabeth Norstad, deren Füße wie Feuer brennen. Elisabeth ist neunzehn Jahre alt, und sie ist die einzige unter der ganzen Besatzung, die wirklich Angst hat. Sie sieht, wie Max Forster zusammen mit den Bordingenieuren in den Frachtraum hinuntersteigt, wie sie die Bordnotverpflegung heraufreichen und sortieren, die Zelte und Schlitten untersuchen. Sie hört den Sturm und das geheimnisvolle ständige Krachen und Poltern des Eises, auf dem sie gelandet sind.

Sie hat Angst und muß doch lächeln. Das ist das Schlimmste für sie. Sie muß lächeln, auch wenn ihr manchmal die Hände zittern, die ein Tablett halten sollen.

Elisabeth Norstad wünscht sich heim zu ihren Eltern. Plötzlich kann sie die Tränen nicht mehr zurückhalten. Fred Rasmussen nimmt sie in den Arm, führt sie in die Besatzungskabine und legt sie auf eines der Ruhebetten. Beruhigend spricht er auf sie ein, gibt ihr eine Tablette. Draußen tobt der Sturm, und das



„Wir hätten uns das Geld sparen können, denn in zwanzig Jahren werden sie den Film bestimmt im Fernsehprogramm bringen!"

Eis knarrt und kracht; aber Elisabeth schläft doch ein. Das alles ist zu viel für sie — und ist doch erst der Anfang...

Rasmussen geht zurück in den Pilotenraum. Er glaubt, daß sein Flugzeug dem Sturm nun standhalten wird. Es ruht fest auf dem Eis, als wäre es angewachsen. Durch die Fenster ist nichts mehr zu sehen. Die Bordnotbeleuchtung muß eingeschaltet werden. Rasmussen macht sich Sorgen um die Kabinenbelüftung. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als von Zeit zu Zeit die Kompressoren für wenige Minuten laufen zu lassen, um die verbrauchte Luft zu erneuern. Allerdings wird es sich dabei nicht vermeiden lassen, daß Polarkälte in die unbeheizte Kabine gepumpt wird.

Was nützen alle Pläne...

Zusammen mit Björnsted und Holger Hamsun hat Rasmussen bereits einen genauen Plan für die Arbeit nach dem Sturm aufgestellt. Zuerst werden sie die



DIE WELT SAGT *ja* ZU RENAULT

4 Türen - 4 Sitze - Luftfederung - 845 ccm - 26,5 PS - 5,9 l/100 km
115 km/h. - Preis: DM 4.990,- ab Köln.

750 Kundendienststellen im Bundesgebiet

DEUTSCHE RENAULT AUTOMOBILGESELLSCHAFT KOMMANDITGESELLSCHAFT KÖLN-SÜLZ

RENAULT
Dauphine

Gefährlicher Schnee

Roman von Claus Bela und Tanja Tamar

Der klosterartig aufgemachte Salon wurde unvermittelt von einer kleinen Menschenhorde gestürmt, die mich fatal an einen besoffenen Kannibalenstamm erinnerte.

Unter ihnen Anderl Feller. Er trug einen maßgeschneiderten Trachtenanzug und ein unsagbar lächerliches Tiroler Hütchen auf dem amerikanisch kurzgeschorenen Bauernschädel.

„Hallo", sagte er mit einem schwachsinnigen Grinsen und schwankte wie ein angeschlagener Baum. Seine Hand, die krampfhaft ein hohes Glas umklammerte, vollführte eine kreisende Bewegung. Ein paar Tropfen der bernsteinfarbenen Flüssigkeit spritzten mir auf den Schlips. „Fein, daß du uns besuchen kommst, altes Haus!"

Er sprach so mühsam, als balancierte er ein rohes Hühnerei auf der Zunge.

„Hallo", sagte ich kühl und rappelte mich aus dem nachgemachten Beichtstuhl hoch. „Es sieht so aus, als hättest du im schönen Chikago einen Job als Schießbudenfigur bekommen."

Er schwankte stumm und böse vor der Regenbogen-Fassade der Bar, versuchte das Glas zum Munde zu führen und schüttete sich den verwässerten Whisky über das Kinn.

„Verdammt", brabbelte er und wischte sich mit der blütenweißen Manschette den Mund ab.

„Eigentlich sollte ich dir Grüße von zu Hause bestellen", fuhr ich angeekelt fort. „Aber wahrscheinlich hast du längst vergessen, daß du einmal etwas anderes als eine Schießbudenfigur warst."

Seine Augen wurden klein wie glitzernde Stecknadelköpfe.

„Deine frommen Ermahnungen kannst du dir an den Hut stecken, alter Junge", murmelte er und wölbte den Brustkasten wie ein gereizter Puter. „Wenn du hergekommen bist, um mir Vorwürfe zu machen, schlage ich dir die Fresse ein."

„Aber nein", sagte ich freundlich. „Deine Kinnhaken sind mir noch vom letzten Sommer in bester Erinnerung."

Er schwankte heftiger. Seine Augen wurden noch kleiner. Seine niedrige Stirn unter der hochgeklappten Hutkrempe faltete sich komisch, als bereite es ihm unendliche Mühe, einen halbwegs klaren Gedanken zu fassen. Dabei bewegten sich seine Kaumuskeln wie bei einem Provinzschauspieler, der Erbitterung mimt.

„Alles Mist", sagte er schließlich mit einer wegwerfenden Geste und verschüttete den Rest seines Getränks auf seine Schuhe. „Wir waren doch immer gute Freunde... waren wir nicht immer gute, alte Freunde und Kumpels? Der einzige Fehler ist, daß du zuwenig säufst, mein Junge. Du bist widerlich nüchtern..." Er kicherte und stieß mir mit einem idiotischen Lächeln seine Faust in meinen Magen. Ich spürte es kaum.

So und in ähnlichem Zustand begegnete mir Andreas Feller in den nächsten Wochen einige Male. Um ehrlich zu sein: ich wischte krampfhaft das Bild weg, das ich von Andreas in Wildbühl noch in mir trug. Bis eines Tages Dr. Zucker mir einen Brief von Pinkus Meier, dem Kneipenwirt aus der Kaiserstraße in München, überreichte.

Obgleich ich neugierig war, was der schreibfaule Pinkus Meier mir an Neuigkeiten mitzuteilen hatte, schob ich den Brief doch zunächst ungeöffnet in die Hosentasche, denn Josh meinte plötzlich — und er rückte mit beiden Händen an seinem Zwicker —: „Ihr Problem heißt ‚Mister Feller', mein lieber Kilian."

Natürlich.

Ob ich es wollte oder nicht: mein Problem hieß tatsächlich „Anderl Feller". In meinem unholden Chinin-Wahnsinn hatte ich kaum mehr daran gedacht, daß ich – ungeachtet meiner allgemeinen Abneigung gegen das Schicksalspielen – wahrscheinlich die verdammte Pflicht hatte, nichts unversucht zu lassen, um der kleinen Bertl Prohaska in München ihren fragwürdigen Odysseus wiederzubringen.

„Was erwartet man von mir?" fragte ich in einem lauten und ratlos wütenden Selbstgespräch. „Soll ich Anderl Feller vielleicht kidnappen? Ihn chloroformieren, verschnüren und als sentimentale Konterbande durch den Zoll und in die nächste Maschine nach München schmuggeln?"

„Isabel würde kaum Notiz davon nehmen, wenn Sie Mister Feller tatsächlich kidnappen wollten", bemerkte Josh mit nachsichtiger Ironie. „Die Affäre Anderl Feller ist von ihr längst ad acta gelegt worden."

„Sie meinen", fiel ich Josh ins Wort, „daß Isabel ohne mit der Wimper zu zucken in eine Scheidung einwilligen würde?"

„Genau das meine ich", sagte Josh. „Schwierigkeiten haben wir nur von Mister Feller selbst zu erwarten."

„Und Anderl Feller ist vom Suff bereits so paralysiert, daß man mit ihm eigentlich nicht vernünftiger reden kann als mit einem toten Karpfen", sagte ich resigniert.

„Das Problem sitzt tiefer", sagte Josh nach einer nachdenklichen Pause und zeichnete mit dem Zeigefinger verschlungene Muster auf die verstaubte Schreibtischplatte. „Mister Feller hat durch die Verpflanzung in ein fremdes Milieu das Gefühl seiner eigenen Schwerkraft eingebüßt. Er befindet sich in einem hypnotischen Bewußtseinszustand. Ein willenloser Tempelsklave... Aber seine Gottheit heißt schon längst nicht mehr Isabel West. Er betet nur noch die Donald-West-Millionen an."

„Der Fluch des Goldes", sagte ich mit einer Grimasse. „Eine Lesebuchgeschichte, deren Trivialität zum Himmel schreit."

Josh hob die Schultern und studierte aufmerksam die von ihm in den Staub geschriebenen Hieroglyphen, als wäre in ihnen die arithmetische Lösung dieser Frage enthalten.

„Sein Götzenbild heißt immer noch Isabel", widersprach Kolibri, „weil Isabel die Donald-West-Millionen verkörpert."

„Die Schneekönigin...", murmelte Josh und drehte seinen Zwicker zwischen den Fingern. Seine Stimme hatte plötzlich einen versonnen orakelhaften Unterton. „Wenn wir das Märchen von der Schneekönigin, das Märchen vom gefährlichen Schnee mit geringfügigen

---

TC-8 funkt SOS

vordere Einstiegtüre des Besatzungsraumes öffnen und hinaussteigen. Während Fred Rasmussen und seine beiden Co-Piloten dann die Landebahn abschreiten, sollen die Bordingenieure Hans Jansen und Willi Karlsen an den Tragflächen die Leitungen zu der Kraftstoffumpumpanlage und die Pumpen selbst überprüfen. John de Ridder und Paul Dikmans werden inzwischen den Funkmast aufbauen.

Dann wird man weitersehen ... und vielleicht auch Signale aus Tüchern in den Schnee legen.

„30. Juni, 05.00 Uhr GMT – Sturm läßt nach – machen uns an die Arbeit – Außenbordtemperatur gleichbleibend, Innentemperatur plus 7 Grad – an Bord alles wohlauf."

Es ist die zweite Eintragung Rasmussens im Bordbuch. Seltsam, denkt er dabei, ich höre keinen Wind mehr; aber ich sehe auch nichts. Die Scheiben sind voller Schnee.

Rasmussen spürt einen leichten dumpfen Druck im Kopf; es wird vielleicht Zeit, die Luft zu erneuern. Er schaltet das Bordnetz ein und läßt die Kompressoren der Klimaanlage laufen. Sie laufen eine Minute, eine zweite und auch eine dritte – dann jedoch verebbt der leise summende Ton.

Sekunden später springen die Sicherungen heraus. Die Kompressoren funktionieren nicht mehr. Es ist unmöglich, die verbrauchte Luft in der Druckkabine der TC-8 zu erneuern. Es bleibt nur der Weg, die Türen zu öffnen, zumal sowieso der Sturm vorüber zu sein scheint.

Fred Rasmussen gibt Anweisung, die neben dem Arbeitsplatz des Navigators ins Freie führende Tür aufzustoßen.

Der Zweite Bordingenieur Willi Karlsen löst die beiden langen Hebel der Sicherheitsverschlüsse, die den Rahmen der Tür fest gegen den Gummiwulst der Rumpfbeplankung drücken. Er versucht dann, wie gewöhnlich, mit einem einzigen Griff und einem einzigen Stoß die Tür hinauszuwerfen. Die Tür aber bewegt sich keinen Millimeter. Karlsen schlägt mit dem Fuß dagegen – vergeblich. Er wirft sich mit seinem vollen Gewicht gegen die widerspenstige Tür – wieder vergeblich. Sie gibt nicht einen Millimeter nach.

Rasmussen beobachtet eine Zeitlang stillschweigend Karlsens erfolglose Bemühungen. Dann befiehlt er, es mit der Hintertür zu versuchen.

Der Dritte Pilot Holger Hamsun geht mit in den Passagierraum. Zu viert versuchen sie, die Bordtür nach draußen zu stoßen. Die Fluggäste blicken zunächst erstaunt, dann betroffen und schließlich ängstlich diesen Bemühungen zu. Was hat das zu bedeuten?

Schweißüberströmt meldet Holger Hamsun schließlich dem Kommandanten den neuen Mißerfolg:

„Ich habe es mir gedacht: die Türen klemmen nicht, es ist der Außendruck. Er ist größer als der Kabinendruck und preßt uns die Türen gegen den Rumpf. Oh, elende Mausefalle..."

Fred Rasmussen schüttelt langsam den Kopf. Er deutet nur auf die Frontfenster des Führerraums, an denen der Schnee zu erkennen ist.

Lebendig begraben

„Das ist nicht der Druckunterschied, das ist Schnee, nichts weiter als einfacher Schnee, herangeweht und immer höher und höher gestaut bis zu den Flächen und zum Leitwerk. Unser ‚Nordstern' steht unter einem riesigen Haufen Schnee. Neunundsiebzig Menschen sind lebendig eingeschlossen in diesem Aluminiumsarg mit allem Komfort; mit Polstersesseln, warmen Decken, elektrischer Beleuchtung und Verpflegung für volle sechs Tage. Nur eines wird immer weniger: die Luft, die wir zum Atmen brauchen. Der Sauerstoff geht allmählich zur Neige, wir werden müde und schlafen langsam ein. Lebendig begraben!"

Rasmussen macht eine Pause. Er ist zu erregt, um weiterzusprechen. Die tödliche Gefahr steht ihm noch nie so unmittelbar vor Augen wie in diesem Augenblick. Deshalb also das Versagen der Kompressoren, deshalb die Kopfschmerzen.

Wo gibt es noch einen Ausweg? Rasmussen fühlt die Augen seiner Besatzung auf sich ruhen. Björnsted ist bleich geworden und sagt irgend etwas Unverständliches. Holger Hamsun schimpft und flucht. Die anderen schweigen. Sie warten auf seine Vorschläge, auf seine Anweisungen.

Rasmussen treten kleine Schweißperlen auf die Stirn. Was soll er sagen? Der Druck im Schädel quält ihn.

Aber als Kommandant darf er nicht aufgeben, auch wenn alle keinen Ausweg wissen. Irgend etwas muß er anordnen, gleichgültig, ob richtig oder falsch. So wendet er sich seinen Kameraden zu und sagt: „Los, versucht weiter die Kabinentüren aufzubekommen. Klemmt Stangen wie Brecheisen zwischen Türen und Rumpf. Versucht, was ihr könnt. Ich gebe uns sonst keine drei Stunden mehr bei Bewußtsein, jede Minute ist wertvoll..."

Holger Hamsun, Dr. Peter Boom und die beiden Bordingenieure gehen wieder an die Arbeit.

„Ein Loch im Dach müßten wir haben", meint Björnsted, „dann wäre alles einfacher. Ich glaube nicht, daß der Schnee zentnerweise auf uns liegt. Aber es gibt kein Loch im Dach der TC-8.

Korrekturen versehen, bekommt es gleichnishafte Bedeutung."

Ich verschluckte eine sarkastische Randbemerkung.

Josh wiegte den dicken Kopf hin und her. Unter halbgesenkten, schweren Lidern sah er mit eigentümlichem Ausdruck durch mich hindurch. Er redete mehr zu sich selbst als zu uns.

„Isabel haßt den Schnee", sagte er. „Und Andreas Feller ist im Schnee sozusagen zu Hause. Schnee ist sein Element. Mit Schnee unter den Füßen fühlt er sich sicher. Auf dem Parkett aber ist er nur noch ein Popanz. Ein Skilehrer, dem man den Schnee entzogen hat. Wahrhaftig, Kilian: die Trivialität dieser Geschichte schreit zum Himmel."

Mit einer entschlossenen Bewegung pflanzte der kleine Dr. Zucker den Kneifer auf seine Nase und stand auf.

„Ich muß darüber nachdenken", sagte er mit einem freundlich abwesenden Lächeln und nahm seinen altmodischen Gehpelz vom Haken.

Wir horchten seinen trippelnden Schritten nach, die sich über die Treppe nach unten entfernten.

„Verdammt", sagte ich. „Wäre ich doch nie auf die idiotische Idee gekommen, Weihnachten im Grandhotel von Wildbühl zu feiern."

„Dann hätten wir uns nie kennengelernt", sagte Kim Kolibri betrübt.

„Verzeih, Salamander!" Ich küßte sie hinters Ohr. „Verzeih... ich bin der größte Trottel, den die Sonne je ausgebrütet hat."

*

Beim Abendessen wurde das Thema Anderl Feller nicht einmal gestreift. Josh redete überhaupt wenig, knabberte gedankenverloren an einem Flügel des kalten Huhnes, unterhielt sich im übrigen mit den Katzen und zog sich sehr früh in seine spartanische Schlafzelle zurück.

Als ich nach Streichhölzern suchte, kam mir die ungeöffnete Epistel von Pinkus Meier in die Finger. Ich las sie Kim Kolibri vor.

„*Werter Herr General*", schrieb Pinkus, „*wollte ich Ihnen nur mitgeteilt haben, daß es in München immer noch Föhn hat und eine unanständige Temperatur. Wenn die politischen Sauhunde so weiter mit die Atombomben*

Auch die Notausstiege sind an der Seite, in der Rumpfwand."

Notausstiege?

Rasmussen sieht sie vor sich. Halt, sie sind doch – im Gegensatz zu den Türen – nach innen und außen zu öffnen! Wenn man einen dieser Notausstiege öffnet und einen schmalen Schacht durch den Schnee nach oben treibt?!

Schnee rutscht in die Maschine

Er hat seinen Plan noch nicht zu Ende gedacht, da erhebt er sich schon, stößt hinter den Pilotensitzen die Bodenklappe zum „Keller" mit den Füßen hoch, steigt hinunter und kommt wieder mit einem Spaten.

In der Passagierkabine wählt er den mittleren Notausstieg auf der linken Seite. Äußerlich ruhig bittet Rasmussen die neben diesem Fenster sitzenden Passagiere, weiter hinten Platz zu nehmen.

Dann reißt er die Plombe entzwei und löst den Ausschnitt aus der Zellenwand. Er gibt nach und fällt nach innen.

Schnee rutscht nach – und nun, da die in der Nähe halb sitzenden und halb liegenden Passagiere sehen, daß die Fenster nicht nur verklebt, sondern daß die Maschine verschüttet ist, beginnen sie langsam zu begreifen, wie verhängnisvoll ihre Lage geworden ist.

Im nächsten Heft:

Die Falle im Schnee

Gefährlicher Schnee

herumspielen, werden an Weihnachten die Schneeglöckerln blühn. Oder werden wir alle tot sein. Spinnen tun wir jetzt schon, und zwar alle.

Sie fehlen uns sehr, Herr General. Der Köpf, Dominikus, war hier, und hat er Jonny Poker mitgebracht, der Ihnen auch vermißt. Hat das Bockbier nicht angerührt. Wann kommen Sie? Ihr ergebener Meier, Pinkus.

PS.: die alte Schlampe Kvorka hat beim Stöbern im Körbchen von Jonny Poker ein ungeöffnetes Telegramm aus Chikago gefunden.

PS. II: Empfehlung auch an Fräulein Kolibri, wo die richtige Frau für Ihnen ist. Nichts für ungut. Der obige Meier, Pinkus."

Somit war auch das Rätsel um das verlorene Telegramm von Kim gelöst.

Wir sahen uns an und lächelten, aber das Lächeln von Kolibri hatte eine verräterische Ähnlichkeit mit dem Perlmuttschimmer zurückgehaltener Tränen. Wir hatten beide Heimweh nach München, nach dem listenreichen Hundebastard Mister Poker, nach einer Teestunde am grünen Kachelofen, nach dem arglos heiteren Ablauf unserer Münchner Tage, kurz, nach unserem eigenen Leben. Und wir gaben uns dabei eine unredliche Mühe, dieses Heimweh wie eine ungehörige Gemütsbewegung zu überspielen.

Was hielt uns eigentlich noch in der windigen, babylonischen Stadt der Massenschlächter? Etwa die zweifelhafte Pflicht, die verwickelten Fäden des Puppenspieles von der Schneekönigin aufzudröseln? Oder sollten wir Protokoll darüber führen, wie Anderl Feller endgültig vor die Hunde ging?

In Gedanken begann ich bereits, den für Bertl Prohaska bestimmten Nachruf auf einen verlorenen Sohn und Bräutigam säuberlich zu formulieren.

Als ich einige Zeit später mit Kolibri über die Maxwell-Street pilgerte, um den nach Chikago verschlagenen Maler Ambros Seidel heimzusuchen, ahnten wir beide nicht, daß die Entwirrung der Fäden bereits begonnen hatte, ohne daß die daran zuckenden Marionetten die schattenhaft tätige Hand am Bühnenhimmel wahrnahmen.

Ein sarkastisch schulmeisterlicher Brief aus der elfenbeinfarbenen Schreibmaschine von Kyra Alexandrowna hatte mich daran erinnert, daß mein amerikanisches Abenteuer auch seine halbgeschäftliche Seite hatte.

*

Das monströse Dorf am Michigan-See faszinierte und bedrückte mich gleichermaßen. Es überwucherte einen. Es verdarb einem die Maßstäbe. Es degradierte den Menschen zur sinnlos hin und her wimmelnden Ameise. Es glich einem riesigen, schlecht durchgebratenen Steak, mit unbekömmlichen und viel zu bunten Salaten garniert.

Unfern der Maxwell-Street mit ihren offenen Basaren, wo man um alte Möbel, gebrauchte Kleider, abscheuliches Porzellan und Gemüse feilschte, fanden wir endlich das windschiefe Holzhaus, in dem Ambros Seidel wohnen sollte. Über die Köpfe spielender Kinder und durch ein Inferno vielfältiger Gerüche erklommen wir die Treppe zum zweiten Stock.

Nach endloser Klopferei an verschlossenen Türen erhielten wir endlich von einer bezopften, eskimoähnlichen Alten in schmuddligem Kattun die Auskunft, der deutsche Maler sei im verflossenen Herbst an einer Lungenentzündung gestorben . . .

Auf dem Heimweg sprachen wir nicht viel. Es wurde Abend, und der gewaltige Tingeltangel der Leuchtreklamen begann. Die vorweihnachtlichen Symbole machten den Jahrmarkt nur noch trostloser. An der Fassade eines himmelhohen Kaufhauses fuhr ein überdimensionaler St. Nikolaus, von ungezählten kleinen Glühlampen dargestellt, in seinem Rentierschlitten durch die lichtzerrissene, lärmvolle Dunkelheit.

„Großer Zauberer", sagte Kim plötzlich. „Ob wir Weihnachten nun doch auf meinem grünen Kachelofen bei Dominikus Köpf Äpfel braten werden?"

„Vielleicht, Kolibri."

Kim Kolibri seufzte, warf einen letzten Blick auf den hektisch flimmernden St. Nikolaus und schnellte mit der Fußspitze eine Apfelsinenschale über das Trottoir.

„Ob es in München Schnee gibt?"

„Föhn!" sagte ich lachend und nahm Kolibri an der Hand. „Aber ich habe das vage bestimmte Gefühl, als wäre es sehr hübsch, mit Kolibri Weihnachten zu feiern", sagte ich. „Auch ohne Schnee."

„Paradox!" sagte Kolibri streng.

„Natürlich", lachte ich. „Was an diesem Leben ist nicht paradox?"

Über dem Dach des Donald-West-Hauses flackerte ein großer, bläulicher Stern. In dieser stilleren Gegend hatte das Neonlicht die natürlichen Gestirne noch nicht gefressen.

Noch nie war mir die Zweiteilung des alten Hauses so augenfällig erschienen. Der von Isabel und Genossen bevölkerte Ostflügel war gleißend erhellt. Eine Balkontür stand offen. Ein Sturzbach von Musik und Gelächter ergoß sich in den winterlichen Garten, und vor dem schwarzen Filigran des Balkongitters stritten sich zwei Silhouetten mit den quäkenden Stimmen von Walt-Disney-Geschöpfen.



„Otto, warum gehst du immer in den Garten, wenn ich singe?" „Damit die Leute nicht etwa denken, ich verprügle dich!"

Der „Turm" dagegen ragte stumm und blind in den windigen Nachthimmel. Nur das Rundfenster von Josh's Studierzimmer glomm rötlich wie ein Tierauge. Wir waren verblüfft, den kleinen Dr. Zucker zwischen seinen verstaubten Bücherregalen im Abendanzug vorzufinden.

Und wir waren noch verblüffter, als wir Isabel sahen. Ihre Aufmachung, ihre ganze Erscheinung bildete einen alptraumhaften, geradezu geisterhaften Kontrast zu diesem altmodisch verschnörkelten Rahmen. Maskenhaft geschminkt, das blitzende Diadem einer Schneekönigin im kastaniendunklen Haar, das Abendkleid aus eisgrünem, straßbesticktem Satin, saß sie in dem gebrechlichen Schaukelstuhl, rauchte eine Zigarette aus langer Goldspitze. Ihr scharlachroter Mund verzog sich zu einem nachsichtigen Lächeln.

„Isabel hat uns zu einer Christmas-Party eingeladen", brach Josh unser erstauntes Schweigen. „Und es wäre verkehrt, wenn ihr diese Einladung ausschlagen wolltet. Ohne das Erlebnis einer

solchen idiotischen Christmas-Party wäre Ihr Eindruck von Chikago unvollständig, Kilian.“

Isabel stand auf, ordnete mit ironischer Pedanterie die Falten ihres Kleides und fügte hinzu:

„Außerdem handelt es sich um die Abschiedsparty für die kleine McGovern.“

*

Was uns in Wirklichkeit bewog, die Einladung zu dieser idiotischen Christmas-Party von Isabel West anzunehmen, konnte ich später nicht mehr sagen. Nachträglich kam es mir vor, als hätten wir alle – die Orchidee und Dr. Zucker, Kim Kolibri und ich – unter einem mysteriösen Zwang gehandelt. Es gelang mir auch nie mehr, den genauen Verlauf der „Party“ zu rekonstruieren. Sobald ich an der Erinnerung rüttelte, fielen die Bilder kaleidoskopartig durcheinander. Die Gesichter von Kim Kolibri und Josh waren die einzigen festen Punkte in diesem pseudoweihnachtlichen Hexensabbat.

Papierschlangen und Konfetti entstellten den „auf Kloster“ gemachten Salon. Man tanzte und trank, hopste ekstatisch zu den Rhythmen einer rotbefrackten kreolischen Band und trat über zerbrochene Gläser und häßlich befleckte Gebetsteppiche, die Mister Hamlet, der falsche russische Großfürst, schließlich mit spitzen Fingern zusammenrollte.

Anderl Feller trank am meisten. Er hatte den Trachtenanzug mit einem nachtblauen Smoking vertauscht, tanzte Schuhplattler und Black Bottom und trank so gierig, als könne er es nicht erwarten, das Delirium tremens zu erreichen.

Später landeten wir in einem rauchigen, vulkanisch brodelnden Keller irgendwo im schwarzen Chikago und soffen uns nüchtern, während ein verwachsener Neger dämonisch auf seinem Schlagzeug tobte und ein entfernter Vetter von Satchmo Armstrong einem verbeulten Cornett überirdische Klänge entlockte.

Und etwa zwölf Stunden später landeten wir in strahlender Nachmittagssonne mit einer Privatmaschine auf dem Flugplatz der Stadt Reno im Staate Nevada. Womit die Absurdität dieser Christmas-Party unbestritten ihren Höhepunkt erklommen hatte.

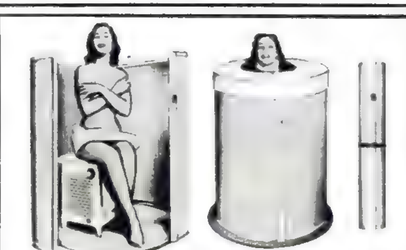
Ich weiß nicht mehr, von wem eigentlich der Vorschlag ausging, die Party auf dem kleinen Landhaus des alten Donald West über dem Lake Tahoe, ungefähr 2000 Meter über dem Meeresspiegel in den Bergen der Sierra Nevada fortzusetzen. Vielleicht machte Josh selbst diesen wahnwitzigen Vorschlag. Mit einem hintergründig augurenhaften Lächeln.

Das Privatflugzeug gehörte einem millionenschweren Playboy mit dem schönen Namen „Baby Chick“, einem frühreifen, von Dollars und Langeweile aufgeweichten Elefantenbaby, das selbst die versnobtesten Barmänner mit seinen Trinkgeldern zu Tode erschreckt hatte.

Die brutal aus dem Schlaf getrommelte Besatzung der Maschine waltete mit steinernem Gleichmut ihres Amtes. Offenbar zählten derartige Späße zu den Unvermeidbarkeiten ihres Jobs.

Den Flug verschliefen wir zu zwei Dritteln, und Reno erblickten wir durch





Gefährlicher Schnee

die trüben Augen eines gigantischen Katers und demzufolge nur undeutlich.

*

Das ganze Unternehmen bewahrte vom Anfang bis zum unvorhergesehenen Schlußakkord seinen alptraumhaften Charakter.

In Reno mieteten wir einen Kleinbus.

Anderl Feller erwachte auch auf der Fahrt von Reno zum Lake Tahoe für keinen Moment aus seinem alkoholgetränkten Tiefschlaf.

Je nüchterner wir wurden, desto unbehaglicher empfanden wir den Widersinn der Situation.

„Wenn ich aufwache", murmelte Kim Kolibri schlaftrunken an meiner Schulter, „wenn ich aufwache, liege ich in meinem Münchner Bett. Und wenn ich dir und Mister Poker meinen Traum erzähle, werdet ihr mich beide auslachen."

Ich sagte gar nichts. Ich machte mir Vorwürfe, weil ich Kolibri in dieses Abenteuer hineingezogen hatte, und war ein bißchen böse mit Josh, weil er das alles nicht verhindert hatte.

Noch einmal drehte sich die Bühne auf der das absurde Possenspiel abrollte. Unsere neuen Kulissen, unwirklicher als alles bisher Dagewesene, hatte der unsichtbare Zauberer einem atemberaubenden Wintermärchen in Technicolor entlehnt. Dieses Dorf, das unser Bus im Schneerauch durchbrauste, konnte ebensogut Wildbühl oder St. Vitus heißen. Und doch war es anders. Die Häuser waren weniger bäuerisch. Der malerische Kirchturm fehlte. Aber die Statisten in ihrer bunten Wintersportmaskerade waren die gleichen. Keine Zeit zu Vergleichen. Schon lag das Dorf hinter uns. Höher kroch der Bus auf schneeglatten Straßen.

Beklemmend photogen lag der Lake Tahoe zwischen verschneiten Bergen. Tannenwälder, viel zu schönes Zuckerwerk unter leuchtendem Azur. Ich kniff die Augen zusammen und wünschte von Herzen, dies alles ganz unbefangen, naiv entzückt und vor allem ganz allein mit Kolibri erleben zu können.

Der fondantrosa lackierte Kleinbus hielt und spuckte seine Menschenfracht in die unbefleckte Bergeinsamkeit. Koffer und Reisetaschen, in die „Baby Chick" und Patricia heute morgen ziemlich wahllos Proviant und sogenannte praktische Kleidung gestopft hatten, wurden mit Geschrei ausgeladen. Eigentümlich gewichtslos und blechern kollerten die Stimmen durch die dünne Luft, die nach Schnee und kaltem Eisen schmeckte.

Mir kam es vor, als versteckte sich hinter dem makellosen Blau des Himmels etwas undefinierbar Tückisches. Es roch nach Unheil.

Meine Nase sollte mich nicht getäuscht haben.

Kim Kolibri stülpte die Kapuze des quittengelben Anoraks über den kupfernen Schopf, band sie unter dem Kinn fest und sagte halblaut:

„Diese starre Schönheit macht mir Angst, Zauberer. Es ist, als hätte die Natur uns den Rücken gedreht."

Aber vorläufig schienen die anderen die geheime Drohung nicht zu spüren. Oder waren sie wie Kinder, die das Schweigen der weißen Landschaft und die Stimme der eigenen Furcht schrill überschrien?

Patricia Perkins, in beängstigend engen, himmelblauen Hosen, inszenierte unter kläffendem Gelächter eine Schneeballschlacht. Baby Chick und Muggsy, der Ingwerblonde, schleppten die Whiskyleiche von Anderl Feller an Armen und Beinen zum Sessellift, der uns zur Lodge hinaufbefördern sollte. Wir stolperten stumm und schneeblind hinterdrein: das gräßlich verkaterte Mädchen Lil mit der Penny-Nase, der kleine Dr. Zucker in seinem altväterischen Gehpelz, die maskenhafte Isabel in weißem Nerz, der Vogel Kolibri und ich.

Die Lodge des alten Donald West war für die meisten eine Enttäuschung. Man gedachte eine Super-Lodge im Stil von Squaw Valley vorzufinden und erblickte statt dessen ein beinahe ärmliches Blockhaus ohne den mindesten Komfort.

Im Erdgeschoß eine verwahrloste Holzfällerküche und ein mit Gerümpel verstellter Nebenraum, darüber ein ausgebauter Dachboden, den der Verwalter bewohnte – das war alles.

Der Verwalter, der – wenn man Glück hatte, denn er war schwerhörig – auf den Namen Papa Pepper hörte, war von unserer Ankunft nicht gerade entzückt. Papa Pepper, ein krummes Männlein mit stumpfen Augen und kahlem Schädel, nahm von uns kaum Notiz. Unter unverständlichem Gemurmel heizte er den Küchenherd, schlurfte auf ausgetretenen Pantoffeln hinaus und ward zunächst nicht mehr gesehn.

Der Herd qualmte wie die Hölle.

Baby Chick und Muggsy packten die Whiskyvorräte aus. Die Sauferei ging von neuem los, aber die Stimmung wurde deswegen um kein Jota besser. Zwar hörte der Herd mit der Zeit zu qualmen



„Warum sagst du eigentlich immer ‚Gott sei Dank' und nie ‚Gute Nacht'?"

auf; dafür aber kroch zäher, mißfarbiger Katzenjammer aus allen Ecken des unwohnlichen Raumes. Auf der Pritsche zwischen den Fenstern schnarchte Anderl Feller.

Ich trank lustlos einen Schluck Whisky, schüttelte mich und vernahm gleichzeitig irgendwo in meinem dumpfen Schädel das Anschlagen einer Alarmglocke. Jeder weitere Schluck, das merkte ich instinktiv, mußte die künstlich geduckten Geister der Malaria erneut heraufbeschwören. Trotzdem trank ich weiter, bis Kolibri mir das Glas aus der Hand nahm.

„Komm", sagte sie besorgt. „Wir wollen ein bißchen durch den Schnee laufen, ehe es dunkel wird."

Das Blau des Himmels schien um eine Nuance vertieft und mit dünnem Gewölk gefiedert. Vereinzelte Schneeflocken tanzten wie große weiße Mücken im schwindenden Licht. Wir kletterten einen Hang hinauf, stapften eine Weile schweigend über einen ausgetretenen Holzfällerpfad und kehrten in unseren eigenen Spuren wieder zurück. Über uns war ein sausendes Geräusch, das orgelhaft anschwoll. Oder täuschte mich schon wieder die Wirkung des Chinins, das ich mit dem zweiten Whisky hinuntergespült hatte?

Kim Kolibri taumelte vor Übermüdung.

„Verzeih, Salamander", sagte ich mit steifen Lippen und nahm sie in den Arm.

„Unsinn", sagte Kim mit ihrer verfrorenen, tapferen Kinderstimme. „Was gibt es zu verzeihen?"

„Du hättest daheimbleiben müssen."

„Ich nicht", widersprach Kolibri. „Aber du! Du bist immer noch nicht gesund."

Ich sagte noch etwas; aber es fiel mir entsetzlich schwer, einen einfachen Satz zu bilden. Außerdem schlugen meine Zähne aufeinander. Verdammte Malaria.

Unter uns lag das dick verschneite Dach der Lodge. Es schwankte wie ein Schiff. Aus dem Schornstein stieg gekräuselter Rauch. Auch der Schornstein schwankte. Ich hatte nur einen Wunsch: ich wollte mich in den Schnee legen und einschlafen.

Kolibri rüttelte mich an der Schulter. Für einen Moment hörte das Schwanken auf.

„Dort..." sagte sie und streckte die Hand aus.

Wenige Schritte vom Eingang der Lodge entfernt stand Anderl Feller, die Stirn an einen Baumstamm gelehnt, und übergab sich in den schönen, sauberen Schnee. Er kotzte so gründlich, als wollte er sein ganzes vergiftetes Leben bis auf den letzten Rest herauswürgen. Dann torkelte er wie blind zurück, sackte in die Knie und vornüber, richtete sich kniend halb auf und fing an, sich das Gesicht mit wütender Hast mit Schnee abzureiben.

Seine Gestalt erschien mir so klein und puppenhaft, als erblickte ich sie durch ein verkehrtes Opernglas.

„Wir müssen ihm helfen", sagte Kim und rüttelte mich wieder.

„Nein", sagte ich. „Das alles geht mich nichts mehr an. Ich will nichts mehr damit zu tun haben. Ich will nur noch allein sein und schlafen."

Ich ging auf Füßen, die mir nicht gehörten und nicht gehorchten, ziellos schlingernd durch einen weißen, eisigen Aufruhr. Einmal strauchelte ich und fiel mit dem Gesicht in harten Schnee.

„Du mußt aufstehen", sagte die angstvolle Stimme von Kolibri an meinem Ohr. „Bitte, steh auf!"

Irgendwie gelang es Kim Kolibri, mich aufzurichten und zur Lodge zurückzubringen.

Plötzlich war ich wieder ganz klar im Kopf. Wir standen in der verräucherten Küche. Man überfiel uns mit hysterischem Geschrei. Alle redeten gleichzeitig. Allmählich, ganz allmählich begriff ich, was in unserer Abwesenheit geschehen war.

Anderl Feller war plötzlich verschwunden. Eine Weile wartete man vergeblich auf seine Rückkehr und ging dann, immer noch unbekümmert, auf die Suche nach ihm. Man fand seine Spuren vor der Lodge, aber ihn selbst fand man nirgends. Nachdem man die Lodge noch einmal nach ihm durchstöbert hatte, erklärte Papa Pepper gleichmütig, der Gesuchte sei vor einer halben Stunde in seiner Mansarde aufgetaucht, habe unzusammenhängendes Zeug geredet und schließlich gefragt, ob es hier irgendwo so etwas wie eine Skiausrüstung gäbe. Darauf habe er, Papa Pepper, ihm die alte Skiausrüstung von Mister Donald West gezeigt. Und dann habe sich der verrückte Mann einfach umgezogen, die Skier geschultert und wortlos die Lodge verlassen.

Isabel West war die erste, die das beklommene Schweigen brach:

„Er ist nicht in Form", sagte sie mit merkwürdig gesprungener Stimme. „Wenn er sich das Genick bricht, sind wir alle schuld daran."

Ich konnte mich später nicht mehr erinnern, wie lange wir sinnlos im Kreise durch die Finsternis geirrt waren. Wir schrien den Namen von Anderl Feller, aber der Wind preßte uns die eigene Stimme in den Mund zurück. Es war ein Wunder, daß wir überhaupt zur Lodge zurückfanden.

Eine endlose Nacht hockten wir in der

Gefährlicher Schnee

Holzfällerküche und warteten. Worauf? Etwa auf Anderl Feller? Oder nur auf den Morgen?

Ich schluckte Unmengen Chinin.

Als ich wach wurde, stand graues Licht im Raum.

Ich war steif vor Kälte und krank vor Durst. Kolibri neben mir atmete ruhig. Ich drehte mich schwerfällig auf die andere Seite – und sah Anderl Feller.

Er lag mitten in der Küche auf dem verdreckten Fußboden. Rücklings, Arme und Beine von sich gestreckt. Wie ein Ertrunkener. Sein Mund stand offen. Aus seinem Haar lief Wasser über seine geschlossenen Lider und zog helle Spuren über sein schmutziges Gesicht.

Und neben ihm kniete Isabel West. Sie hatte ihren kostbaren weißen Nerz über ihn gedeckt und trocknete sein Haar mit einem lächerlich kleinen Battisttaschentuch.

Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Ich sah ihr Gesicht, ihr nacktes, ungeschminktes, verfallenes Gesicht. Und ich sah, daß sie lächelte. Noch nie hatte ich Isabel West so lächeln gesehen. Nichts Gekünsteltes war mehr in diesem Lächeln und in ihrer Haltung. Kein leeres Pathos.

Ich schloß die Augen wieder. Ich legte den Arm über die Augen und wandte den Kopf ab, als wollte ich mich auf diese Weise daran hindern, einen zweiten verbotenen Blick auf ein unendlich verletzliches Tabu zu werfen...

*

Am 24. Dezember landete unsere Maschine auf dem Flughafen München-Riem. Das amerikanische Abenteuer war beendet. Nicht nur für mich und Kim Kolibri. Vor allem auch für Anderl Feller.

Über die Zeitspanne zwischen jener gespenstischen Hüttennacht und unserer Ankunft in München gibt es nicht viel zu erzählen. Mit der Rückkehr von Anderl Feller in die Lodge über dem Lake Tahoe hatte das innere und äußere Geschehen seinen Höhepunkt überschritten. Was sich danach noch ereignete, ist wegen seiner scheinbaren Banalität kaum zu schildern.

Wir erfuhren nie, was Anderl Feller auf seiner letzten Irrfahrt erlebt hatte und was danach zwischen ihm und seiner Frau Isabel gesprochen wurde.

Am nächsten Tag hatte der Schneefall aufgehört. Auch der Sessellift funktionierte wieder. Der gleiche bonbonfarbene Bus brachte uns nach Reno zurück. Und die zufälligen Statisten des tragikomischen Gaukelspieles vergaßen ihr Abenteuer der Angst mit dem Augenblick, da das Privatflugzeug von Baby Chick sie wieder in ihrem hohlen, lärmenden, nichtsnutzigen Alltag absetzte.

Isabel und Anderl blieben so lange in Reno, bis die Scheidung ausgesprochen war.

„Kurz und schmerzlos, wie man so sagt", meinte die Orchidee dazu. Ich suchte in ihrem wieder maskenhaft starren Gesicht nach einem Schatten des Lächelns, das mich an jenem unwirklichen Morgen in der Hütte so bestürzt hatte.

Kurz und schmerzlos war auch der Abschied von Chikago.

„Gib acht auf Isabel", sagte Kolibri und küßte den kleinen Dr. Zucker auf beide Wangen.

„Nonsense", sagte Isabel rauh. „Wir werden doch nicht zu guter Letzt noch sentimental werden?"

„Und Sie...", sagte Josh mit einem sardonischen Lächeln, „geben Sie acht auf die kleine McGovern, Kilian."

Anderl Feller stand schon in der Reihe der Flugpassagiere, als Isabel West ihn noch einmal heranwinkte.

„Was ich noch sagen wollte...", murmelte sie, stellte sich auf die Zehenspitzen und rückte seine Krawatte zurecht. „God bless you, Mister Feller."

Dann drehte sie sich abrupt um und ging allein durch die Halle zum Ausgang.

*

Auch in München hatte es geschneit. Ein Taxi brachte uns in die Stadt. Anderl Feller saß neben dem Fahrer. Als wir über den Prinzregentenplatz fuhren, drehte er sich um und sagte:

„Ich weiß nicht, ob du es verstehst. Aber ich möchte ein paar Tage allein sein, ehe ich nach Hause fahre."

„Heute ist Heiliger Abend", sagte ich.

„Eben deswegen", sagte Anderl Feller.

„In Ordnung", sagte ich. „Wir werden dir ein Hotelzimmer besorgen."

Ich wußte nicht, ob ich richtig handelte, als ich dem Fahrer das Hotel nannte, in dem Bertl Prohaska als Friseuse arbeitete. Es war so schwer zu entscheiden, was richtig und was falsch war.

Kim Kolibri wartete im Taxi.

Wir gingen durch die Hotelhalle. Vor einem Spiegel blieb Anderl Feller stehen, musterte sein Bild mit einem schiefen Lächeln und sagte:

„Ich bin nicht einmal rasiert. Meinst du nicht..."

„Ja", sagte ich. „Durch die Glastür



„Und so soll uns dieses schlichte Denkmal stets an die vielen Winterkurgäste aus nah und fern erinnern, die bei uns Erholung und Vergnügen suchen!"

links kommt man zum Friseur. Ich bringe inzwischen die Sache mit dem Zimmer in Ordnung."

Es läßt sich schwer beschreiben, was ich empfand, als Anderl Feller ein wenig zögernd die bewußte Glastür öffnete. Ich wußte im Grunde nur, daß mein Part in diesem Spiel mit diesem Augenblick beendet sein mußte.

Das Taxi stand noch immer vor dem Hoteleingang, aber Kim Kolibri saß nicht mehr darin.

„Die junge Dame wollte etwas besorgen", sagte der Taxichauffeur, ohne von seiner Zeitung aufzublicken.

Einen Moment stand ich unschlüssig. Dann ging ich zu einem Obstkarren, wo ein verfrorenes Weiblein seine Hände an einem Kohlenbecken wärmte, und kaufte drei Pfund rotbäckige Äpfel.

Kim Kolibri kam über die Straße gelaufen.

„Äpfel?" fragte sie und versteckte die Hände auf dem Rücken.

„Du wolltest zu Weihnachten doch Äpfel auf dem grünen Kachelofen von Dominikus Köpf braten", sagte ich ernsthaft. „Was versteckst du hinter deinem Rücken, Vogel Kolibri?"

„Eine Wurst für Mister Poker", sagte Kim Kolibri strahlend.

— ENDE —

Die entzauberten Kinder

Tagebuch einer verlorenen Generation – Von Ursula Schaake

Ich schlich an der Mauer des Hofes entlang, tastete mit meinen Händen über die Steine und fand die Stelle, wo ich über die Mauer geklettert war. Dort, wo einzelne Steinbrocken wie Stufen herausgebrochen waren, stieg ich hoch und an der anderen Seite der Mauer wieder herunter.

Ich lief über das Trümmergrundstück, wo einmal das Hotel gestanden hatte, an dem einsamen Pfeiler des Kamins vorbei, dessen oberes Drittel so geneigt war, als müßte es jeden Augenblick herunterstürzen, stieg wieder über eine Mauer, war vor dem Bretterzaun, der das Grundstück zur Straße hin abgrenzte, fand die beiden losen Bretter, schob sie zur Seite, beobachtete einen Augenblick lang die Straße, fand sie leer, zwängte mich durch die Bretterlücke und schlenderte die Straße entlang nach Hause – langsam, so als ginge ich spazieren.

Jetzt wußte ich genau, wie wir es machen würden. Es kam nur noch darauf an, meinem Bruder den Plan beizubiegen.

„Wir könnten endlich alles kaufen . . ."

„Einen Koffer voll Geld müßte man haben", sagte ich zu Klaus.

Er lehnte sich gegen die Gartenmauer zurück und biß in den Apfel, den ich ihm vom Mittagessen aufbewahrt hatte.

„Seit du entdeckt hast, daß Onkel Hugo einen Koffer voll Geld hat, läßt dir das keine Ruhe mehr", sagte er. „Aber woher nehmen?"

„Ich wüßte schon woher!"

Klaus blieb der Bissen im Mund stecken. „Was hast du denn jetzt wieder ausgeheckt?" fragte er.

„Einen Plan, wie man zu einem Koffer voll Geld kommt. Du, was können wir schon mit deinem Lohn anfangen? Geld müßte man haben, richtig viel Geld. Eben einen ganzen Koffer voll."

Klaus kaute langsam auf seinem Stück Apfel.

„Laß mich doch mit solch einem Blödsinn in Ruhe", sagte er dann. „Das kann doch nichts sein."

„Paß nur auf, ich habe mir alles ganz genau überlegt. Wenn wir es richtig anfangen, schwimmen wir in Geld. Stell dir doch vor, wir können uns auf dem Schwarzmarkt alles kaufen, was wir nötig haben. Wir können endlich machen, was wir wollen. Warum sollen wir es denn nicht tun? Das ist dann das letzte Mal, daß wir etwas organisieren müssen."

Klaus sah mich mit unruhigen Augen an.

„Ja, sicher, Geld müßte man haben. Dann brauchten wir nicht mehr darauf zu warten, daß uns jemand hilft."

„Eben", sagte ich. „Darauf kommt es doch an."

Am Sonntag passiert es

Wir spazierten durch die Sternstraße.

„Da drüben ist es", sagte ich.

„Aber du hast doch gesagt, man kann von hinten an das Haus heran", sagte Klaus.

Die entzauberten Kinder

„Sicher“, sagte ich. „Das zeige ich dir noch.“

„Und das ist alles so, wie du gesagt hast?“

„Ja“, sagte ich. „Der kann uns bestimmt nicht nachlaufen.“

„Eigentlich ist es ja doch verdammt gefährlich“, sagte Klaus.

„Nicht, wenn es sehr dunkel ist und wir ungesehen in den Hinterhof kommen.“

„Aber Ricki nehmen wir auf keinen Fall mit“, sagte Klaus.

„Nein, das brauchen wir auch nicht.“

„Was wir alles mit dem Geld anfangen können...“, sagte Klaus.

„Wir können uns ein eigenes Zimmer suchen“, sagte ich.

„Wir können uns richtige Sachen kaufen. Du kriegst einen Mantel und Schuhe und ein Kleid, Ricki bekommt auch einen Mantel, und ich kaufe mir einen Anzug“ sagte Klaus.

„Wir können uns alles mögliche zu essen kaufen“, sagte ich.

„Am besten, wir tun es bald“, sagte Klaus.

„Heute“, sagte ich. „Heute abend.“

„Nein, morgen abend“, sagte Klaus.

„Warum?“

„Morgen ist Sonntag“, sagte Klaus. Ich wußte nicht, was das mit unserem Plan zu tun hatte. Ich sah Klaus fragend an, aber er starrte nur zum Himmel hoch. Der Himmel war mit schwarzen Regenwolken überzogen. Es war sehr schwül.

„Das sind aber Gewitterwolken“, sagte ich. „Hoffentlich halten die sich bis morgen.“

Als wir nach Hause kamen, ging ich sofort ins Bett. Aber ich konnte lange nicht einschlafen. Ich mußte dauernd an den Buckligen denken und an den morgigen Abend.

Währungsreform

Meine Tante stand über mich gebeugt und rüttelte mich am Arm.

„Steh endlich auf“, schimpfte sie. „Es wird Zeit. Wir müssen das Geld holen.“

„Was – das Geld?“

„Ja, natürlich.“

Meine Tante lief zwischen dem Spiegel, vor dem sie ihren Hut aufsetzte, und dem Herd, auf dem das Kaffeewasser brodelte, hin und her.

„Welches Geld?“ fragte ich. Mir wurde auf einmal ganz komisch.

„Sag mal, hörst du schlecht? Heute wird doch das Geld umgewechselt. Heute ist die Währungsreform.“

Sie goß das Wasser in die Kaffeekanne. Ich saß im Bett und konnte mich nicht bewegen. Tante Emmy sagte wütend:

„Wer sich so herumtreibt wie ihr, der kann ja auch nichts davon wissen. Das geht sowieso zu weit, nicht wahr, Hugo?“

Onkel Hugo kam mit rotgewaschenem Gesicht herein.

Ich sprang aus dem Bett, zog meinen Mantel über, lief an ihm vorbei und hinaus auf die Toilette.

Als ich wieder in unser Zimmer zurückkam, waren meine Tante und mein Onkel schon fort.

Klaus schlief noch. Ricki saß in der Ofenecke.

„Klaus, Klaus!“ Ich zog ihm die Decke weg, rüttelte ihn wach. „Klaus, das Geld...“

„Was...“ Klaus sprang aus dem Bett.

„Klaus, die Währungsreform! Heute ist die Währungsreform.“

Wir sahen uns an. Dann begannen wir uns gleichzeitig anzuziehen, so schnell wir konnten.

„Ricki, sei lieb und bleib schön hier“, sagte Klaus. „Wir müssen schnell einmal fort.“

„Ich will nicht hierbleiben. Ich will mitgehen. Immer laßt ihr mich allein“, sagte Ricki entschlossen.

Klaus sah mich an. Ich stand schon an der Tür. Ich zuckte mit den Schultern. „Wir können dich aber nicht...“

„Doch“, sagte Ricki. „Doch. Wenn ihr mich hierlaßt, ist das keine Kameradschaft.“

„Großer Tag heute ...“

Überall in den Straßen standen die Leute in kleinen Gruppen. Sie sprachen laut, sie gestikulierten und studierten die Anschläge, die an den Mauern hingen.

Vor dem Anschlag im Glaskasten stand auch ein kleiner Mann in umgefärbter Uniformjacke. Am Kragen und an den Ärmeln, wo die Abzeichen gesessen hatten, war die Farbe dunkler.

Der Mann stieß mit einem Stock auf den Boden.

„... haben ja lange genug darauf gewartet. Wurde auch Zeit. Habe immer gesagt, muß wieder stabile Währung geben!“

Der Mann nickte bekräftigend mit dem Kopf. Der Zwicker auf seiner knochigen Nase zitterte.

„Dem Schleichhandel wird das Handwerk gelegt. Die Schwarzhändler haben ausgespielt...“

„Jawohl, Herr Oberst, ganz richtig“, sagte der magere Mann mit dem runden, schwarzen Hut neben ihm. „Ich habe auch immer gesagt, es kann nicht so weitergehen.“

„Kannst du etwas sehen, Klaus?“ flüsterte ich. Klaus schüttelte den Kopf. Seine Lippen bewegten sich stumm.

„Jetzt wird endlich den Wucherern das Handwerk gelegt, die mit unseren letzten Besitztümern Geschäfte gemacht haben“, grollte der Mann mit dem Zwicker.

„Jawohl, Herr Oberst“, sagte der magere Mann. „Stabile Währung, stabile Wirtschaft, jetzt geht es aufwärts.“

„Warum ist das ein Oberst? Der hat doch keine Uniform, ein Oberst ist doch ein Soldat“, flüsterte Ricki.

„Der war mal Soldat“, sagte ich.

„Da steht was von vierzig Mark Kopfquote“, sagte Klaus.

„Einzig richtige Regelung“, sagte der Oberst. „Gleichheit des Volkes wird garantiert. Kein Unterschied mehr gemacht. Alle Vermögen durch Schwarzhandel sind null und nichtig. Vierzig Mark pro Kopf! Das bedeutet neuen Anfang. Sie sollen sehen, jetzt gibt's auch bald wieder eine echte deutsche Regierung.“

Eine alte Frau sah den Oberst andächtig an. Sie nickte mit tränenden Augen.



„Ein wunderbarer Abend, Frau Lehmann, den wir bei Ihnen verbringen dürfen.“

„Alles andere Geld ist ungültig“, sagte Klaus.

„Alles?“ fragte ich. Der Mann mit dem Zwicker drehte sich um.

„Jawoll, alles“, sagte er. „Vollkommen richtig so.“ Der Oberst nickte gewichtig mit dem Kopf. Seine Unterlippe war vorgeschoben. „Großer Tag heute, Kinder“, sagte er. „Merkt euch das.“

„Alles Geld...“ stotterte ich.

„Komm, wir machen, daß wir hier wegkommen“, flüsterte Klaus.

Das Geld ist nur noch Papier

„Ich habe diese Nacht geträumt, wir hätten es getan, das bei dem Buckligen“, sagte ich. „Zwanzigtausend Mark waren es.“

Klaus schwieg.

„Zwanzigtausend Mark?“ fragte Ricki. „Hat Onkel Hugo so viel Geld?“

„Ach, sei still“, sagte Klaus. Ich konnte sehen, daß er zitterte.

Ricki schob beleidigt die Unterlippe vor. „Ihr seid aber keine guten Kameraden“, sagte er. „Nie sagt ihr mir was.“

„Sei doch brav, Ricki“, sagte ich.

Ricki schnüffelte und lief mit gesenktem Kopf davon.

„Ist alles Geld jetzt nichts mehr wert?“ fragte ich.

„Nein“, sagte Klaus. „Nichts mehr. Es ist vollständig wertlos.“

„Wir hätten es doch noch gestern nacht tun sollen“, sagte ich.

Klaus lachte laut auf. „Meinst du vielleicht, dann wäre es jetzt noch was wert?“ Er lachte und lachte.

Und plötzlich mußte ich auch lachen. Ich lachte, bis mir der Bauch wehtat und mir die Tränen in die Augen traten.

„Bist du verrückt geworden?“ fragte Ricki ernsthaft. Er war wieder zurückgekommen und stampfte mit dem Fuß auf. „Seid ihr verrückt geworden?“

„Was sollen wir denn jetzt machen?“ fragte ich.

Die Augen von Klaus waren blank, leer. „Was sollen wir schon machen? Nichts ... Gar nichts!“

„Klaus“, sagte ich. „Ich bin doch froh, daß wir es nicht getan haben. Wir wären jetzt noch enttäuschter. Und vielleicht, vielleicht gibt es genug neues Geld, und ...“

„Sei still“, sagte Klaus. „Ich will jetzt nichts mehr von Geld hören.“

Als es schon dunkel wurde, gingen wir nach Hause.

„Morgen wird alles besser“

„Wo seid ihr denn den ganzen Tag gewesen?“ fragte Tante Emmy.

„Im Wald“, sagte Klaus. „Wir haben ...“

Ricki sah ihn mit offenem Mund an.

„Klaus, wir waren doch gar nicht ...“

„Sei du nur still“, sagte ich. „Du warst schon den ganzen Tag über unartig.“

Ricki schüttelte den Kopf und blinzelte. Dann ging er still hinaus.

„Ihr habt etwas Wichtiges verpaßt“, sagte Onkel Hugo und sah von den Zahlen auf, die er unermüdlich auf ein Stück Papier kritzelte.

„Die Währungsreform!“ sagten Klaus und ich.

„Ja, richtig!“ Onkel Hugo lachte dröhnend. Er stand auf und kam händereibend um den Tisch herum.

„Ja, ja ...“ Er legte Tante Emmy den Arm um die Schultern und sah uns wichtig an. Sein Gesicht bestand nur noch aus wohlwollenden Falten. „Ja, jetzt geht's aufwärts!“

Tante Emmy nickte, wie sie zu allem nickte, was Onkel Hugo sagte.

„Jetzt gibt's wieder echtes, gutes, hartes Geld“, fuhr er fort. „Und da der gute alte Hugo ja noch nie auf den Kopf gefallen war, auch genug davon. Jetzt geht's aufwärts, Kinder. Ihr sollt mal sehen. Alles können wir jetzt wieder kaufen. Alles, sage ich euch. Ihr sollt mal sehen. Die Schaufenster werden wieder voll sein. Kleider, Schuhe, Lebensmittel – und ein gutes Schnäpschen wird es wieder geben, wenn man es nur bezahlen kann, mit guter, harter Mark. Ihr werdet es sehen.“ Onkel Hugo lachte dröhnend.

„Morgen wird alles besser!“

Klaus und ich sahen uns an. Ricki blickte mit offenem Mund von einem zum anderen. Onkel Hugo rieb sich die Hände. Tante Emmy seufzte.

„Morgen wird alles besser“, sagte Onkel Hugo noch einmal.

Da fingen auch wir an zu lachen.

— ENDE —

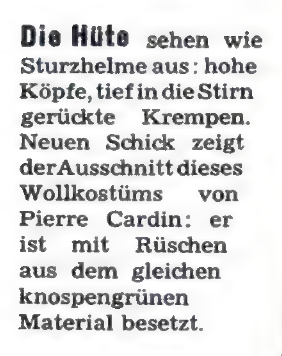
Paris stiftete Verwirrung...

... mit vielen extremen Modetendenzen

Das Blouson ist noch nicht tot. Jacques Griffe zeigte ein schwarz-weißes Nachmittagsensemble mit engem Kleid und rückwärts-blusiger Jacke.



Überrascht hat es diesmal in Paris, daß sich besonders die beiden jüngsten unter den Couturiers mit bemerkenswert kapriziösen Schöpfungen hervortaten. Sowohl Pierre Cardin als auch der Dior-Nachfolger Yve Saint-Laurent haben den Tunika-Effekt zu vielen aparten Möglichkeiten variiert. Hier zwei Abendroben mit reichen Raffungen. Bei Cardin (oben) ein ganz enger Rock unter einem trägerlosen, durch eine Rose betonten Oberteil in leuchtend grüner Seide. Rechts: der Höhepunkt der Dior-Schau — eine große Abendtoilette mit Hosen; das Ganze aus einem Imprimé in Granatrot und Schwarz.



Die Hüte sehen wie Sturzhelme aus: hohe Köpfe, tief in die Stirn gerückte Krempen. Neuen Schick zeigt der Ausschnitt dieses Wollkostüms von Pierre Cardin: er ist mit Rüschen aus dem gleichen knospengrünen Material besetzt.



◀ **Diorissimo** nennt Saint-Laurent dieses hauchzarte, weiße Chiffongewand. Es zeigt die typische Linie seiner Cocktail- und Abendkleider: weich, fließend, ein wenig figurbetont. Die etwas verschobene Taille wird durch einen kontrastierenden Querstreifen — hier weißes Satinband mit Maiglöckchenstrauß — angedeutet. Der Rocksaum steigt von Bodenlänge bis zum Knie.

Orientalisch wirken die ▶ reichen, schalartigen Drapierungen von Jean Desses. Bahnen in voller Stoffbreite begleiten den tiefen Rückenausschnitt oder verlaufen von den Schultern her bis zum Rocksaum. Eine verspielte, schmeichelnde Linie, zu der sich vorzüglich weiche Seidenstoffe eignen.



Tageskleider sind oft lose gegürtet, haben enge Röcke und blusig herabfallende Oberteile. Pierre Cardin zeigt hier eine raffinierte Kragenlösung.

„Wie eine Pariser Zigeunerin!" so sagte Nina Ricci, als man sie fragte, wie ihr Frühjahrsmodell 1960 aussehen wird. Und in der Tat überraschte sie dann mit einer betonten weiblichen Linie: mit weiten, glockiggeschnittenen Röcken, markierter Taille und kurzen Bolérojäckchen. Über diesem eleganten Sommer-Ensemble aus weißem Leinen liegt ein roter Foulard, und eine leuchtend-rote Capelinie mit kühner Krempe krönt das Ganze.

Strenger als je wurde diesmal in Paris das Modegeheimnis gehütet. Nur, wer sich bindenden Verpflichtungen unterwarf, wurde zu den Vorführungen der Couture zugelassen; die Gefahr der Modespionage wird immer größer. Lesen Sie dazu auch unseren Bericht „Die schwarze Spinne" auf Seite 36.

Die schwarze

Gräfin Kottorsky, die „schwarze Spinne", hat sich verliebt. Und das ist der schwerste Fehler, der jemandem in ihrer Branche unterlaufen kann. Vor allem dann, wenn der Partner Detektiv des Modehauses ist, in das die Bande der Gräfin des Nachts einbrach, um die neuesten Modelle zu fotografieren. Als die schwarze Spinne nachher mit ihrem Mann und den Komplicen nach Hause fährt, weiß sie, daß ihr Herz Marc Latour gehört. – Marc erlebt indessen eine furchtbare Enttäuschung: frühmorgens klingelt ihn sein Chef, der Modekönig Piarelli, aus dem Bett. Man hat im Atelier Spuren des Einbruchs gefunden. Inzwischen ist bekanntgeworden, daß eine fremde Frau in Marcs Portierloge war. Er wird fristlos entlassen. Was aber viel schlimmer ist: er muß erkennen, daß die schöne Frau, die sich Loraine Pellier nannte, eine Modespionin ist. Sie hat ihn (so meint er) raffiniert übertölpelt, während er an Liebe glaubte...

Marc Latour taumelt die Treppe hinunter. An seinen Gliedern hängen unsichtbare Bleigewichte. Vor seinen Augen dreht sich alles.

Loraine wohnt also nicht in der Rue St. Honoré, geht es ihm durch den Kopf. Sie ist eine Modespionin. Sie hat nur mit dir geflirtet, damit ihre Mitarbeiter ungehindert in das Haus eindringen konnten. Ihre Küsse waren falsch, ihre Tränen, ihre Umarmungen. Alles Lüge, Heuchelei. Alles...

Die Kehle wird ihm eng. Erst als er auf die Straße kommt, fühlt er sich etwas besser.

Ziellos schlendert Marc durch die Straßen. Er versucht zu sortieren und zu begreifen, was Piarelli ihm da erzählt hat. Kann eine Frau derart mit Gefühlen spielen? Kann sie so falsch, so bodenlos niederträchtig sein?

Er sieht ihr Gesicht vor sich. Den Mund, den er geküßt hat...

... nein. Das kann nicht alles Schwindel gewesen sein. Sicher – sie wollte sich nicht in mich verlieben. Sie wollte nur spielen, nur flirten, mich ablenken. Aber dann hat ihr Herz Feuer gefangen – genau wie meins.

Gut – sie ist eine Modespionin. Vielleicht hat die Not sie dazu getrieben. Oder der Drang zum Abenteuer. Ich werde mit ihr reden. Ich werde versuchen, sie von ihrer gefährlichen Tätigkeit abzubringen. Ich muß es versuchen. Denn ich liebe sie...

Marc läßt sich von einem Taxi nach Hause bringen. Er schläft noch ein paar Stunden, nimmt dann ein heißes Bad und wirft sich in seinen besten Anzug. Dunkelgrau mit leichten Karos.

Der Blumenladen ist gleich an der Ecke. Welche Blumen sie wohl mag?

Er wählt Veilchen.

Punkt vier ist er am Arc de Triomphe. Er geht langsam auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Die Veilchen dreht er zwischen den Fingern.

„Sie sind so verändert, Madame!"

Die Gräfin Kottorsky hört die Wanduhr in der Diele. Vier dumpfe Schläge zittern durch das Haus. Sie trommelt nervös mit dem Brieföffner auf dem Schreibtisch. Im Nebenzimmer hustet Alexander, ihr Mann.

Nein – ich kann nicht hingehen, überlegt sie. Das Risiko ist zu groß. Ich bin die Chefin einer Modespionagezentrale. Und Marc ist Detektiv bei Piarelli. Er wird mehr von mir wissen wollen. Er wird mich nach Hause bringen wollen...

Und dann vergißt sie doch alle Bedenken.

Sie erhebt sich wie eine Traumwandlerin, geht auf den Korridor, öffnet die Tür des Zimmers, in dem ihr Mann sitzt, und ruft:

„Ich gehe fort, Alexander. Es kann länger dauern."

Er sieht nicht einmal von seiner Zeitung auf.

„Ist gut, ja, ja..."

Sie legt sich den leichten Nerzmantel über die Schultern und geht in ihr Schlafzimmer.

„Chouchou", ruft sie. „Hilf mir rasch! Die rote Perücke! Und mach' mir das Gesicht genau so zurecht wie gestern! Schnell..."

Sie setzt sich auf den Fellhocker vor dem Schminkspiegel.

„Genauso wie gestern abend?" fragt Chouchou. Die Gräfin sieht im Spiegel das verhaltene Lächeln des Mädchens. Chouchou fährt etwas leiser fort: „Sie wollen sich mit dem charmanten Detektiv treffen, nicht wahr, Madame? Sie sind heute so verändert. Den ganzen Tag über schon..."

„Ich? Verändert? Das bildest du dir ein, mein Kind. Beeile dich jetzt. Ich muß weg!"

Chouchou, Mitte zwanzig, blond und fast einen Kopf größer als ihre Chefin, arbeitet seit acht Jahren für die schwarze Spinne. Mit geübten Griffen setzt sie die Perücke auf und beginnt mit dem Schminken. Es dauert eine Viertelstunde, bis das Gesicht der schwarzen Spinne wieder so aussieht wie in der vergangenen Nacht.

Arc de Triomphe, 16.35 Uhr

Halb fünf! Der Sportzweisitzer jagt davon. Ob Marc Latour noch wartet?

Der Verkehr ist um diese Tageszeit besonders stark. Die Autokolonnen stauen sich. Endlich erreicht sie den Arc de Triomphe. Sie sieht Marc. Ihr Herz macht einen freudigen Sprung.

Sie stellt den Wagen unter einem Parkverbotsschild ab. Ihr ist es egal, ob es ein Strafmandat gibt. Sie hat keine Zeit mehr, noch lange nach einer Lücke zu suchen.

Marc sieht sie kommen. Sie laufen sich entgegen. Bleiben zwei Schritte voreinander stehen. Blicken sich in die Augen. Lächeln. Und dann liegen sie sich in den Armen...

Er preßt sie an sich.

„Ich bin so glücklich", sagt er leise.

Sie braucht eine Weile, bis sie sprechen kann:

„Du mußt die Verspätung entschuldigen – der Verkehr um diese Zeit, weißt du?"

Er nickt. Er atmet ihr Parfüm und schließt die Augen.

„Ich dachte schon, du... du würdest vielleicht gar nicht kommen", meint er dann.

Sie gehen die Champs Elysées hinunter. Er hat seinen Arm um ihre Schulter gelegt. Sie sehen die Menschen

Spinne

Die Geschichte einer großen Modespionin

Von Gerhard Ritter · Nach Aufzeichnungen von Sodila-Montau

nicht, die an ihnen vorbeihasten. Und nicht die endlose Kette der Autos, die sich schnaufend über den Asphalt schiebt.

Er gibt ihr den Veilchenstrauß, und sie riecht an den Blüten. „Du bist sehr lieb, Marc. Komm, ich weiß ein nettes Café hier in der Nähe. Du hast doch ein bißchen Zeit? Oder... mußt du bald zum Dienst?“

Er bleibt stehen und sieht sie an. Dienst hat sie gesagt. Dienst...

Sie weiß nicht, daß es für ihn keinen Dienst im Hause Piarelli mehr gibt.

Sie merkt, daß etwas nicht stimmt.

„Marc – was hast du? Warum siehst du mich so an?“

Er genießt ihre Ratlosigkeit. Ist sie nicht ein Beweis ihrer Liebe? Er wird ihr jetzt ein bißchen Angst einjagen.

Plötzlich sagt er:

„Du bist eine Modespionin. Ich weiß es längst. Ich will nicht, daß wir länger Versteck spielen!“

Ihre Augen werden unvermittelt hart. Ihre Nasenflügel vibrieren.

„Was ist los? Ich habe keine Ahnung, wovon du redest!“

„Du weißt es genau“. Er sagt es kälter und schroffer, als er es eigentlich beabsichtigt hat.

Das verräterische Nummernschild

Ihr Gesicht erstarrt. Sie senkt den Blick. Seine Worte haben sie wie ein Peitschenhieb getroffen.

Da geschieht etwas Unerwartetes. Die schwarze Spinne dreht sich um. Mit einem Sprung ist sie im Gewühl untergetaucht. Sie schlängelt sich wie eine Katze durch den Verkehr. Rennt über die Straße. Autos hupen. Bremsen quietschen. Die Fahrer fluchen.

„Loraine – warte doch! Ich bitte dich...“ schreit Marc Latour.

Er hetzt ihr nach. Der Abstand zwischen ihnen wird immer größer. Sie setzt ihr Leben aufs Spiel, um ihm zu entfliehen.

„Loraine... Loraine...!“

Seine Rufe gehen im Lärm der Straße unter. Er hat Mühe, sie nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Er kann gerade noch erkennen, wie sie die Tür eines weißen Sportwagens aufreißt. Sie wirft sich hinter das Steuer. Schon donnert der Wagen über die Champs Elysées. Sie gibt Gas und pfeift auf alle Verkehrsregeln. Nur weg...

Marc kann gerade noch das Kennzeichen auf dem Nummernschild notieren.

Er steht wie versteinert am Straßenrand. Nur langsam kann er einen klaren Gedanken fassen. Er weiß, er hat alles falsch gemacht. Mußte sie nicht glauben, daß er sie in eine Falle gelockt hatte?

Aber nun hat er ja die Autonummer. Er kann ihre Adresse ausfindig machen. Das ist ein Kinderspiel.

Er geht in eine Telefonzelle und wählt die städtische Kraftfahrzeugregistratur.

„Hier ist Marc Latour. Ich habe beim Parken meines Wagens ein anderes Fahrzeug leicht beschädigt“, lügt er. „Ich möchte mich mit dem Besitzer des Wagens in Verbindung setzen. Ich habe aber nur die Autonummer!“

„Nennen Sie mir die Nummer! Ich kann Ihnen die Adresse durchgeben!“

Die Polizei von Paris ist bekannt für ihre Hilfsbereitschaft. Und Anfragen wie diese sind an der Tagesordnung.

Marc nimmt einen Zettel und einen Stift aus dem Jackett. Er muß warten.

Dann wieder die Stimme des Beamten:

„Hallo – hören Sie noch? Also – der Inhaber des betreffenden Wagens ist die Gräfin Kottorsky. Madeleine Kottorsky, Avenue Foch Nummer drei. Haben Sie notiert?“

Nein, Marc Latour hat noch nicht notiert. Seine Hand ist wie gelähmt. Er fragt ungläubig:

„Sie irren sich auch bestimmt nicht, Inspektor?“

„Natürlich nicht. Was für ein Wagen war es denn?“

„Ein weißer Sportwagen. Das Fabrikat weiß ich leider nicht...“

„Stimmt schon. Die Gräfin Kottorsky fährt einen Sportzweisitzer!“

„Schönen Dank, Inspektor...“ Marc hängt den Hörer ein und fährt sich mit der Hand über die Stirn.

Die Gräfin Kottorsky also... Jedes Kind kennt sie hier in Paris. Sie gehört zur Spitze der Gesellschaft. Ihr Name wird oft in den Zeitungen erwähnt. Die Kottorskys verkehren bei Ministern und Abgeordneten, sie geben selber große Empfänge. Und die Gräfin ist eine der besten Kundinnen des Modehauses Piarelli...

Irgend jemand klopft an die Telefonzelle. Marc öffnet langsam die Tür.

„Ist Ihnen nicht wohl, Monsieur?“ fragt ein Mann in gebrochenem Französisch.

„Doch, doch. Entschuldigen Sie...“

Der Menschenstrom reißt ihn wieder mit. Marc läßt sich treiben. Zwanzig Minuten läßt er verstreichen. Dann betritt er wieder eine Telefonzelle.

„Wir müssen weg – sofort!“

Die schwarze Spinne hat ihre Wohnung erreicht. Sie stürmt in das Zimmer ihres Mannes. Er ist gerade damit beschäftigt, Fotos zu sortieren. Vergrößerungen der Aufnahmen, die Milton Bruce, der Fotograf und Komplice, in der vergangenen Nacht von den Piarelli-Modellen gemacht hat.

„Alexander – etwas Schreckliches ist geschehen!“

Er nimmt das Monokel aus dem Auge. „Um Himmels willen, Madeleine – ist dir nicht gut?“

Sie schüttelt den Kopf und preßt die Handflächen auf das heiße Gesicht.

„Wir sind verraten“, sagt sie. „Alles ist aus. Wir müssen weg. Sofort! Raus aus Paris. Ganz raus aus Frankreich. Alexander – begreife doch endlich...“

„Ich begreife überhaupt nichts“, entgegnete er. Seine Stimme ist belegt. Die Bilder, die er in der Hand hat, fallen auf den Teppich. Er kümmert sich nicht darum. Er starrt nur seine Frau an.

Sie fährt fort:

„Marc Latour, der Hausdetektiv von Piarelli, ist mir auf die Spur gekommen. Mag der Teufel wissen, wie ihm das gelungen ist.“

Der Unterkiefer des Grafen klappt herunter.



„Ist das wahr? Was… was meinst du, wird er tun?"

„Ich weiß es nicht", antwortet sie tonlos. „Er kann jeden Augenblick die Polizei verständigen."

„Bist du von Sinnen, Madeleine? Glaubst du das wirklich?"

Sie zuckt mit den Schultern. In ihr Gesicht kommt langsam wieder etwas Leben.

„Wir müssen weg, Alexander. Wir fahren nach Wien. Mit dem nächsten Zug. In Wien werden wir in Ruhe die weitere Entwicklung abwarten. Wegen Modespionage gibt es kein Auslieferungsverfahren. Falls es überhaupt zu einer Anzeige kommt! Wir sind in Österreich völlig sicher. Unsere Leute hier in Paris arbeiten vorsichtig weiter. Sie bekommen unsere Anweisungen!"

„Keine schlechte Idee", sagt der Graf „Wir haben in Wien unser Haus. Am besten, wir nehmen Chouchou mit. Die anderen Mädchen sollen bis zu unserer Rückkehr in Paris untertauchen."

Der größte Fischzug seines Lebens?

Graf Kottorsky erfährt beim Reisebüro, daß der Orient-Expreß in fünfundfünfzig Minuten abgeht. Er bestellt zwei Platzkarten erster Klasse und eine Platzkarte für die zweite Klasse.

Die schwarze Spinne trommelt ihre Dienstmädchen zusammen. Nur die notwendigsten Sachen werden eingepackt. Alle verdächtigen Unterlagen werden entweder mitgenommen oder im Kaminfeuer vernichtet. Ninette und Babette, die beiden Hausangestellten, die in Paris zurückbleiben, sollen zur selben Zeit wie das Ehepaar Kottorsky und Chouchou das Haus verlassen.

Der Cadillac und der Sportzweisitzer werden von Angestellten einer Großgarage abgeholt.

Drei Taxis fahren vor. Das Gepäck wird verladen. Die Kottorskys haben elf große Koffer. Chouchou einen.

Die Wagen rasen zum Bahnhof. Der Graf winkt einigen Gepäckträgern, die sich sofort auf die Koffer stürzen.

Pünktlich rollt der Orient-Expreß aus der Halle.

Der Graf lehnt aufatmend seinen Kopf gegen das Rückenpolster.

Seine Frau hat den Fensterplatz in Fahrtrichtung und kuschelt sich in ihren Nerzmantel. Die beiden sind ganz allein im Abteil.

Sie sieht aus dem Fenster. Nebelfetzen huschen vorbei. Rote und gelbe Augen glühen hinter milchigen Schwaden. Lampen an Bahnübergängen.

Sie muß an Marc denken…

… Marc – warum hast du mir das angetan? Es hätte doch so schön werden können mit uns beiden…

Die Räder rattern über die Schienen. Das monotone Geräusch beruhigt. Es macht müde, regt zu Träumen an.

… ob ich dich je wiedersehe, Marc? Vielleicht liebst du mich wirklich ein bißchen – und vielleicht verrätst du mich gar nicht? Auch wenn dieser Verrat dir den größten Fischzug deines Lebens einbringen würde. O ja, es würde dich berühmt machen, wenn du der Gräfin Kottorsky die Maske vom Gesicht reißt, wenn du sagen könntest: Sie ist die größte Modespionin aller Zeiten! Sie führt ein Doppelleben! Ich, Marc Latour, habe sie zur Strecke gebracht…

Der Zug rattert weiter. Die Gräfin zündet sich eine Zigarette an, zieht gierig den Rauch in die Lungen.

Einmal möchte ich ihn noch wiedersehen, denkt sie. Ganz gleich, was daraus wird…

Blumen für die Spionin

21.00 Uhr. Marc hat inzwischen ein paarmal versucht, die Gräfin telefonisch zu erreichen. Aber bei den Kottorskys nimmt niemand den Hörer ab. Vielleicht sind sie essen gegangen, denkt er.

Er versucht es bis spät in die Nacht hinein. Und gleich am frühen Morgen wieder.

Nichts rührt sich. Sollten sie geflüchtet sein? Zum erstenmal kommt ihm dieser Gedanke.

Um zehn Uhr muß er zu Piarelli. Zur Personalabteilung. Seine Papiere abholen. Er hat wenig geschlafen und ist schlecht gelaunt.

Als er die Treppe hinaufgeht, kommt ihm ein Boy entgegen. Ein Laufbursche des Modehauses. Er trägt eine olivgrüne Uniform. In der Hand hält er einen riesigen Blumenstrauß.

Marc witzelt:

„Ist wohl ein Abschiedsgeschenk für mich von Monsieur Piarelli, was? Na, da sieht man's, er weiß, was sich gehört!"

Der Junge bleibt stehen.

„Eigentlich schade, daß Sie weggehen", sagt er. Seine Stimme wird leiser und ganz aufgeregt:

„Ich will auch mal Detektiv werden, Monsieur Latour! Kann ich nicht zu Ihnen in die Lehre gehen?"

„Laß' bloß die Finger davon, mein Junge! Der Beruf bringt viel Ärger und wenig Geld ein. Sieh mich an!"

„Aber wenn man Detektiv ist, kann man auch Detektivgeschichten schreiben! So wie Sie es machen!"

Er muß wieder lachen.

„Glaube mir, auch das ist nicht so einfach! Laß' es dir gutgehen, Pierre!"

Er will an dem Jungen vorbei. Da fällt sein Blick auf einen Brief, der in den Blumen steckt. Er liest die Adresse.

„Moment mal", sagt Marc und hält den Jungen am Arm fest. Das ist doch nicht möglich – überlegt er. Träume ich denn? Bin ich verrückt? Leide ich unter Wahnvorstellungen?

Marc nimmt den Brief in die Hand. Seine Augen fliegen immer wieder über die Schreibmaschinenbuchstaben.

„Was haben Sie denn, Monsieur?" Der Junge sieht ihn ganz verwundert an.

Marc antwortet nicht. Er ist sonst ein Mann mit ausgezeichnetem Reaktionsvermögen. Aber das hier muß er erst mal verdauen. Die Adresse des Briefes lautet nämlich:

Gräfin Kottorsky, Avenue Foch, Paris.

Marc's Stimme scheint aus dem Keller zu kommen:

„Die Blumen… die sollst du der Gräfin Kottorsky bringen?"

„Ja, natürlich, Monsieur."

„Und weißt du zufällig, warum ihr Piarelli diese Blumen schickt?"

„Ja, Monsieur!"

„Du willst es mir nicht sagen?"

„Aber das weiß doch jeder im Haus. Sie kennen doch unsere Marie. Die Putzfrau. Sie lag neulich betrunken im Atelier. Die Direktrice bestellte einen Arzt. Aber ehe der Doktor hier war, kam zufällig die Gräfin Kottorsky ins Atelier. Und da…"

„Moment", unterbricht Marc. „Sie kam ins Atelier? Wieso denn? Jedem Fremden ist doch der Zutritt zum Atelier strengstens verboten."

„Keine Ahnung, Monsieur. Vermutlich hat die Frau Gräfin die Direktrice gesucht. Und zufällig…"

„Aha, zufällig", meint Marc und nickt ein paarmal vor sich hin. „Was geschah also weiter?"

„Der Chef hat sie 'rausgeschmissen"

Der Boy kann die Last der Blumen nicht mehr länger im Arm halten. Er lehnt den Strauß gegen das Treppengeländer.

„Na, und da sah die Frau Gräfin unsere Marie am Boden liegen. Die Frau Gräfin sagte, sie sei früher mal Krankenschwester gewesen, während des Krieges. Und sie kenne sich mit Kranken aus. Vermutlich habe die Marie einen epileptischen Anfall, und man müsse sie gleich in ein Krankenhaus bringen. Die Direktrice konnte ja schwer zugeben, daß Marie nur betrunken war. Verstehen Sie, Monsieur? Wegen der Blamage für das ganze Haus! Und die Direktrice konnte auch gar nichts dagegen machen, als die Frau Gräfin erklärte, sie würde ohnehin am Krankenhaus vorbeifahren und die Marie gleich mitnehmen."

Der Junge lacht laut auf.

Aber Marc ist verdammt nicht zum Lachen zumute. „Und was ist jetzt mit Marie?" fragt er.

„Keine Ahnung. Sie hat sich seitdem nicht mehr gemeldet. Der Chef hat sie sicher rausgeschmissen."

„Kann schon sein, Pierre. Und die Blumen sollst du der Gräfin Kottorsky bringen, weil sie so hilfsbereit war, stimmt's?"

„Genau!"

„Willst du mir einen Gefallen tun?" fragt Marc leise.

„Natürlich. Für Sie tue ich alles, Monsieur Latour."

„Paß auf. Hier ist meine Telefonnummer. Du rufst mich heute zwischen eins und zwei an und sagst mir, ob die Gräfin zu Hause war!"

„Wird erledigt, Monsieur! Und wenn Sie wieder mal was für mich zu tun haben..."

„Schon gut, Pierre", meint Marc lächelnd. „So, und nun bring der Gräfin den Strauß!"

Die große Unbekannte

Kurz nach eins klingelt bei Latour das Telefon. Pierre teilt ihm mit, er habe keine Menschenseele im Haus der Kottorskys angetroffen. Marc hat nichts anderes erwartet. Also sind sie doch geflüchtet – denkt er. Die Gräfin hat Paris verlassen. Vielleicht sogar Frankreich. Sie hat Angst, daß ich sie verrate...

Der Gedanke macht ihn traurig und doch irgendwie ein bißchen stolz. Die Gräfin Kottorsky nimmt vor ihm Reißaus! Für ihn gibt es keinen Zweifel, daß sie die Chefin ist. Vielleicht – so überlegt er weiter – ist sie sogar die berühmte schwarze Spinne, vor der alle Modehäuser in Paris, Rom, London und Wien zittern? Die große Unbekannte, von der man nur den Tarnnamen kennt und die noch niemand zu Gesicht bekommen hat. Die seit Jahren auf den Suchlisten der Pariser Polizei und von Interpol steht...

Am Abend fängt Marc den Boy ab, als er das Haus Piarelli nach Dienstschluß verläßt.

„Du willst doch Detektiv werden, nicht wahr, mein Junge?"

Pierre nickt. Er strahlt.

„Du wirst dich morgen im Haus erkundigen, wie Marie mit ihrem Nachnamen heißt und wo sie wohnt. Mach's nicht zu auffällig, hörst du?"

„Aber Monsieur – Sie können sich ganz auf mich verlassen!"

Am nächsten Mittag schon ruft Pierre Marc in seiner Wohnung an.

„Sie heißt Marie Bequier und wohnt in der Rue Doudeauville zweiundvierzig. Sie ist dreiundvierzig Jahre alt. Brauchen Sie noch mehr Angaben, Monsieur?"

„Nein, vorerst nicht, Pierre. Das hast du prima gemacht. Herzlichen Dank!"

„Ich bin ihr Cousin aus London"

Zunächst erkundigt sich Marc bei allen Krankenhäusern, Unfallstationen und Privatkliniken in der Nähe der Rue St. Honoré, ob eine Marie Bequier aufgenommen wurde. Die Antwort ist überall negativ.

Dann ruft er systematisch alle Krankenhäuser von Paris und der näheren Umgebung an. Es dauert viele Stunden, bis er die Liste durch hat. Überall hört er den stereotypen Satz:

„Nein, leider, Monsieur, bei uns liegt die gesuchte Dame nicht. Sie wurde auch früher nicht bei uns behandelt..."

Ich muß es rausbekommen, überlegt Marc und reibt sich die Müdigkeit aus dem Gesicht. Marie... ich bin sicher, daß sie etwas weiß. Sie steckt mit der Gräfin unter einer Decke. Vermutlich war die Putzfrau eine ihrer Mitarbeiterinnen. Eine Gräfin Kottorsky fährt nicht eine gewöhnliche Putzfrau ins Krankenhaus! Zumal, wenn diese Putzfrau betrunken ist...

Er fährt in die Rue Doudeauville. Marc läßt das Taxi an einer Ecke halten und geht zu Fuß zum Haus mit der Nummer zweiundvierzig. Hier also wohnt sie. Zumindest hat sie hier gewohnt...

Die Portiersfrau unten in der Loge schiebt unwillig das Fenster auf.

„Wo wollen Sie hin, Monsieur?"

„Ich bin der Cousin von Madame Marie Bequier. Komme gerade aus London. Ich wollte ihr mal Guten Tag sagen!"

„Wußte gar nicht, daß die Bequier einen Cousin hat", murmelt die Portiersfrau. Etwas lauter sagt sie: „Seit ein paar Tagen ist sie nicht mehr nach Hause gekommen. Sie arbeitet bei Piarelli. Vielleicht fragen Sie da mal nach!"

An Pinke war kein Mangel

Das Fenster will wieder zuklappen, aber Marc kann es gerade noch festhalten.

„Moment noch", meint er und setzt sein liebenswürdigstes Lächeln auf. „Moment noch, Madame... wissen Sie, ich muß Paris leider sehr bald wieder verlassen. Ich muß meine Cousine bis dahin gefunden haben! Eine Erbschaft! Ja, sie hat geerbt, stellen Sie sich das vor! Bei Piarelli ist sie auch nicht. Da war ich schon. Haben Sie eine Ahnung, wo man sie sonst noch finden kann?"

Die Frau sieht Marc mißtrauisch an. Er weiß, was er jetzt zu tun hat. Er zieht seine Brieftasche aus dem Jackett und drückt der Portiersfrau einen ansehnlichen Geldschein in die Hand.

Sofort hellt sich ihre Miene auf.

„Sie führt ja ein komisches Leben, die Bequier. Manchmal wird sie von feudalen Autos abgeholt. Alles muß dann ganz schnell gehen. Ich sage, mit der stimmt was nicht. Wenn Sie ihr Cousin sind, sollen Sie ruhig alles wissen. Denn wenn ihr nicht jemand aus der Familie hilft – na, wer weiß. Die Jüngste ist sie schließlich auch nicht mehr. Dabei hat sie Geld! Denken Sie nicht etwa, daß Ihre — Cousine keine Pinke hat. Als Putzfrau verdient sie nie im Leben soviel..."

Marc wird auf einmal manches klar.

„Interessant", sagt er. „Aber wo, zum Teufel, finde ich sie? Hat sie Freunde in Paris? Oder irgendwo anders? Kann sie verreist sein?"

Sie schüttelt den Kopf. In ihrer dickglasigen Brille spiegelt sich die nackte Birne der Portiersloge. „Seit sie aus der Anstalt ist, war sie eigentlich nie mehr lange fort..."

„Anstalt? In was für einer Anstalt war sie denn?"

„Na, in 'ner Trinkerheilanstalt. Vor sechs Jahren. Wissen Sie das nicht?"

Marie ist in Combies

10.20 Uhr am nächsten Morgen. Sieben Trinkerheilanstalten hat Marc Latour angerufen. In Paris und im Umkreis von etwa hundertfünfzig Kilometern.

Zum achtenmal dreht er die Scheibe. Es meldet sich die Vermittlung der Anstalt in Combies.

Marc nennt einen falschen Namen:

„Hier ist Henri Mauvage. Ich komme gerade aus London und suche meine Cousine Marie Bequier. Es handelt sich um eine Erbschaft. Würden Sie bitte in Ihrer Kartei nachsehen, ob sich meine Cousine in Ihrer Anstalt befindet?"

„Moment", sagt eine Mädchenstimme. Zwei Minuten vergehen.

„Ja, eine Marie Bequier ist vor drei Tagen hier eingeliefert worden!"

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle. In spätestens vier Stunden bin ich in Combies!" (Fortsetzung folgt)



Heinz Günther-Konsalik

Neuer Roman

Der rostende Ruhm

Fortsetzung unseres Romans von Seite 9

Bergh nahm die bebenden Finger und streichelte sie mit der anderen Hand.

„Es ist ja nur ein Anfang, Erna." Er wehrte die hochspringende Boxerhündin ab. „Sie haben Palatschinken gemacht. Und einen Kaffee... Ich riech's, Erna. Und wenn Sie mir jetzt den Weg in das Haus freigeben, setze ich mich sofort an den Tisch. Ich habe nämlich einen Mords-Kohldampf."

„Aber ja, ja, Herr Doktor..."

Erna rannte ins Haus. Dr. Bergh sah zurück auf die Straße. Unten an dem linken Bruchsteinpfeiler, der den Vorgarten zum Gehsteig abgrenzte, hing ein weißes Schild:

„Dr. med. M. Bergh, Facharzt für Urologie."

Das war bisher seine Welt gewesen. Bis heute abend um 20 Uhr. Ein kleines Haus, eine kleine Privatpraxis, ein bescheidenes Privatlabor hinter dem Haus. In dieses Labor investierte Dr. Bergh alle Einnahmen, die seine Praxis brachte. Was übrigblieb, reichte für ein bescheidenes Leben. Ein Leben ohne Leidenschaften, ohne Hobbys. Und ohne Frauen.

Dr. Bergh schloß die Tür. Als er den Mantel auszog, sah er in den Spiegel neben der Garderobe.

Ein schmaler Kopf mit braunen, eng anliegenden Haaren, die an den Schläfen weiß wurden. Vor den blauen Augen eine einfache Brille mit dunklem Gestell. Ein schmaler Mund, ein rundes Kinn und kleine Falten um die Augen und die Mundwinkel. Diese Falten stammten von den schlaflosen Nächten hinter den Mikroskopen, von den endlosen Versuchen am marmornen Seziertisch im Labor.

Erna blickte aus dem Eßzimmer in die Diele. Sie hatte eine frische weiße Schürze umgebunden und ihre Haare neu gekämmt.

„Kommen Sie, Herr Doktor. Der Palatschinken..."

„Ich komme."

„Als ich es vorhin im Radio hörte, dachte ich, der Herr Doktor kommt mit einer großen Gesellschaft. Ich habe Wein heraufgeholt und einen Dienstmann zum Einkaufen weggeschickt. Und jetzt sind Sie ganz allein zurückgekommen..."

Ein leiser Vorwurf lag in der Stimme der alten Frau. Sie hatte sich gefreut auf die Feier, auf die Fräcke und Abendkleider, auf die Ehrungen und Festreden. Nun war alles wie an jedem anderen Abend in all den Jahren. Als wäre überhaupt nichts geschehen.

„Der Festakt wird nächste Woche nachgeholt." Dr. Bergh wandte sich von seinem Spiegelbild ab. Er war müde.

Er wollte ins Eßzimmer gehen, als draußen vor dem Haus die Bremsen eines Autos quietschten. Türen schlugen.

„Kommen doch noch Gäste, Herr Doktor?" Über Ernas Gesicht zog ein freudiger Schimmer.

Dr. Bergh hob die Schultern.

„Ich habe niemanden eingeladen. Schauen Sie nach, wer es ist, Erna. Ich gehe inzwischen zu meinem Palatschinken."

*

Er hatte sich gerade gesetzt und den ersten Bissen zu sich genommen, als Erna drei Herren hereinführte. Sie trugen schwarze Mäntel, Abendanzüge, schwarze Homburghüte in den Händen und verbeugten sich wie auf Kommando vor dem essenden Dr. Bergh.

„Teschendorff."

„Baron von Boltenstern."

„Barnowski."

Dr. Bergh hatte sich erhoben und ging auf die drei Herren zu. Er kam sich hilflos vor.

„Darf ich Sie bitten, abzulegen, meine Herren", sagte er. Die Herren schälten sich aus ihren schwarzen Mänteln und legten sie Erna über den Arm.

Baron von Boltenstern rieb sich die Hände. Dabei war es draußen gar nicht kalt. Er räusperte sich und sagte:

„Ihre Verblüffung brauchen Sie nicht zu verbergen, Herr Doktor. Wir überfallen Sie einfach ohne Anmeldung am Abend Ihres großen Triumphes. Aber unser Kuratorium hat sich gedacht, wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Sie werden ab morgen mit Angeboten überhäuft werden. Sie sind ab morgen eine internationale Berühmtheit. Die Welt steht Ihnen offen. Aber uns liegt sehr daran, daß diese Welt für Sie Wien bleibt!"

Bergh sah verwirrt von einem zum anderen.

„Ich verstehe Sie nicht. Verzeihen Sie mein Unvermögen, Ihren Gedanken zu folgen. – Kuratorium sagten Sie, Herr Baron?"

„Wir sind vom Kuratorium des St.-Emmanuel-Krankenhauses beauftragt worden, mit Ihnen Verbindung aufzunehmen." Josef Teschendorff setzte sich. Er sah auf die Flaschen Wein, die Erna auf einem Servierwagen hereinfuhr. Auch von Boltenstern und Barnowski setzten sich jetzt. Sie legten die Hände auf den Tisch wie brave Schüler vor ihrem Lehrer. Dr. Bergh überflog mit einem Blick seine späten Gäste.

Teschendorff war ein graumelierter, großer Mann mit einem energischen Gesicht. Seine Züge wirkten kantig und hart. Am kleinen Finger seiner linken Hand blitzte ein mächtiger Brillantring.

Baron von Boltenstern mochte Mitte Sechzig sein. Ein rüstiger, eleganter Aristokrat mit wallenden weißen Haaren und gütigen Augen, in denen die Weisheit eines gelebten und erkannten Lebens lag.

Barnowski war der dritte. Dick, gemütlich, knapp mittelgroß, mit blinzelnden Äugelchen zwischen Fettpolstern und leicht asthmatisch durch zu gutes Essen und Trinken. Blutdruck mindestens 185, dachte Dr. Bergh insgeheim.

Josef Teschendorff legte seine langen, schmalen, etwas knochigen Hände aneinander. Über die Fingerspitzen hinweg sah er Dr. Bergh an.

„Unser Krankenhaus ist seit einiger Zeit ohne Chefarzt. Wir haben den Betrieb als sogenanntes Belegungskrankenhaus aufrechterhalten. Das wollen wir abändern. Vor allem möchten wir unser Haus der großen Chirurgie zur Verfügung stellen. Das St.-Emmanuel-Krankenhaus hat einen guten Ruf..."

„Ich weiß, Herr Teschendorff." Dr. Bergh schüttete den Rheinwein in die Gläser. „Aber für eine Umstellung auf die große Chirurgie benötigt man mehr als einen Chefarzt."

„Natürlich". Baron v. Boltenstern lächelte zuvorkommend. „Das Kuratorium hat die Geldmittel einstimmig bewilligt. Der Ausbau hat bereits vor einem halben Jahr begonnen. Jetzt stehen wir

vor dem Abschluß. Sie finden eine modernst eingerichtete Klinik vor mit eingespieltem Personal, allen technischen Voraussetzungen ..."

„Ich?" fragte Dr. Bergh gedehnt.

Barnowski trank einen Schluck Wein, bevor er dazu aufgefordert worden war.

„Reden wir klar, Herr Doktor. Ich bin für klare Sachen. Mit Konversation kommen wir nicht weiter. Kurz und bündig: Wir sind hier, um Ihnen, dem Hippokrates-Medaillen-Träger, die Stelle des Chefarztes anzubieten. Eine Stelle mit allen Befugnissen, einem diskutablen Gehalt ..."

„Ich bitte doch sehr, Herr Barnowski", sagte der Baron pikiert. „Wir sollten den vulgären geschäftlichen Teil zunächst zurücklassen."

„Geld ist nie vulgär!" Karel Barnowski sah Dr. Bergh treuherzig an. „Ich bin Möbelhändler, Herr Doktor. Ich habe eine eigene Möbelfabrik. 178 Angestellte und Arbeiter und drei Sekretärinnen, die ich vierteljährlich wechseln muß, weil meine Frau eifersüchtig ist. Vor dem Ideellen steht bei mir die Frage: Was bringt das ein?"

„Das geht wirklich zu weit, Herr Barnowski", sagte nun auch Teschendorff. „Es geht doch hier darum, Herrn Dr. Bergh, die Berühmtheit von morgen, davon zu überzeugen, daß diese Chefarztstelle ..."

Dr. Bergh erhob sich. Teschendorff verstummte mitten im Satz. Sie starrten Bergh an, der im Zimmer auf und ab ging.

„Ich habe nie den Gedanken gehabt, meine privaten Forschungen aufzugeben, um in einem Krankenhaus zu arbeiten." Dr. Bergh blieb stehen und sah in die starren Augen seiner Besucher. „Ich lebe von meiner Praxis zufriedenstellend, wenn man nicht gerade luxuriöse Maßstäbe anlegt. Ich habe Ruhe für meine Forschungen. Und ich habe vor allem meine absolute Freiheit!"

„Das alles bieten wir Ihnen in einem größeren Rahmen", warf Teschendorff ein. „Sie haben ein großes Labor zur Verfügung, Sie haben alle Geldmittel und eine große Klinik, die Ihnen die Möglichkeit bietet, am Krankenbett engsten Kontakt mit Ihrem Feind, dem Karzinom, zu halten ... Sie haben vor allem durch uns – durch mich, Herr Doktor – alle Möglichkeiten, der Menschheit zu dienen!"

Dr. Bergh sah in Teschendorffs Augen. Sie waren kalt und gefühllos. Das Gesicht lächelte, der Mund sprach große Worte, aber die Augen blieben gefährlich, fast mitleidlos. Es waren Augen, die Bergh zur Vorsicht mahnten. Er sagte zögernd:

„Ihr Antrag kommt mir so plötzlich, daß ich wirklich nicht sagen kann, wie ich darüber denke. Ich habe fünfzehn Jahre lang als kleiner Arzt gearbeitet ..."

„Klein war nur Ihre Praxis. Ihr Vortrag – wir haben ihn gehört und sind Ihnen sofort nachgefahren – bewies, daß Sie ein Genie sind!" Barnowski trank wieder einen Schluck Wein. „Unser Krankenhaus braucht einen Mann wie Sie, Herr Doktor. Ich bin gelernter Handwerker und habe keine großen Worte zur Hand. Aber was ich sage, dazu stehe ich: Wir bieten Ihnen eine einmalige Position, in der Sie Ihren Ruhm ausbauen können. Herr Teschendorff, der Finanzier unseres Hauses, wird Ihnen die Mittel geben. Und bitte – denken Sie doch auch an all die kranken Menschen ..."

„Endlich das richtige Wort!" Baron v. Boltenstern legte seine Hand über das Weinglas. „Denken Sie an die Kranken, Herr Doktor Bergh! In Ihrer Praxis behandeln Sie im Monat hundert Fälle. In unserer Klinik können Sie vielhundertfaches Leid lindern. Und wie ich Sie so ansehe, glaube ich, daß in Ihnen der Idealismus nicht gestorben ist!"

„Sie haben noch den jugendlichen Schwung", ergänzte Teschendorff. Es klang ein wenig gönnerhaft.

„Ich bin siebenundvierzig Jahre, meine Herren!" Dr. Bergh hob die Schultern. Er konnte ein leises Unbehagen nicht abschütteln. Das Angebot war verlockend. Aber der Gedanke, von heute auf morgen Chefarzt zu werden, war ihm auch unheimlich.

Er war zwar einmal ein recht guter Operateur gewesen, aber fünfzehn Jahre war er aus der großen Chirurgie heraus. Die Methoden hatten sich gewandelt, die Technik, die Hilfsmittel, die Anästhesie, die Schnittführung. Seine letzte Operation – er dachte kurz nach – war 1945 gewesen. Damals, in der Tschechoslowakei, kurz vor der Kapitulation der Schörner-Armee, hatte er einen Unterarm-Schußbruch operiert. Ein junger Unteroffizier war es. Er bekam nach drei Tagen Gasbrand. Da hatte er den ganzen Arm exartikuliert und die Rücken- und Brustmuskeln breit aufgespalten. Und doch war es schon zu spät. Der Junge starb nach zwei Tagen.

„Ich kann mich noch nicht fest entscheiden, meine Herren", sagte er nun. „Sie werden verstehen, daß ich Ihr Angebot erst durchdenken muß. Geben Sie mir ein paar Tage Zeit."

„Selbstverständlich. Wir befürchten nur, daß ab morgen andere Angebote kommen werden. Wir möchten gerne die primär Bevorzugten sein." Josef Teschendorff reichte Dr. Bergh die Hand. „Ich verspreche Ihnen, jedes Angebot, das Sie erhalten, um ein Mehrfaches zu überbieten. Darf ich damit rechnen, daß Sie uns sofort benachrichtigen, wenn wir darüber abstimmen müßten?"

„Aber natürlich. Es kommt alles so plötzlich. Ich bin irgendwie verwirrt ..." Dr. Bergh hob sein Glas. „Der Erfolg meiner Forschungen, die Ehrung, Ihr Antrag ... Geben Sie mir Zeit, mich erst einmal von der Öffentlichkeit zu erholen, ehe ich vielleicht für die Öffentlichkeit leben muß!"

*

Zwei Stunden später brachte er die drei Besucher bis an die Vorgartenpforte. Die protzige amerikanische Pullman-Limousine parkte halb auf dem Bürgersteig. Der Chauffeur saß hinter dem Steuer und schlief.

Barnowski klopfte an die Scheibe.

Der Fahrer zuckte hoch, rückte die Mütze gerade und sprang aus dem Auto.

„Warum haben Sie ihn nicht mit ins Haus geholt?" fragte Dr. Bergh. „Erna hätte sich um ihn gekümmert."

„Warum diese Umstände?" Teschendorff winkte ab. „Wenn einer fürs Warten so gut bezahlt wird wie er ..."

„Drei Stunden in der Nachtkühle. Das gibt Rheuma."

„Er ist in der Krankenkasse." Teschendorff gab Dr. Bergh die Hand. „Darf ich Sie in drei Tagen zu einer Besichtigung der Klinik abholen lassen?"

„Ich rufe Sie noch an, Herr Teschendorff."

Dr. Berghs Stimme war reserviert. Das Benehmen Teschendorffs seinem Fahrer gegenüber stieß ihn ab. Er ist ein kalter Geldmacher, weiter nichts, dachte er. Und auch ich werde bei aller Freiheit nichts anderes sein als sein Angestellter. Ein akademischer Sklave, in den er Hunderttausende Schillinge steckt, um ihn wie ein Sammler herumzureichen und auszustellen: Seht, ich habe einen Hippokrates-Preisträger!

Dr. Bergh sah dem Wagen nach, bis er hinter einer Biegung der Straße verschwand. Dann ging er mit gesenktem Kopf ins Haus zurück.

In der Tür stand wieder Erna. Mit zusammengekniffenen Augen sah sie die leere Straße hinab.

„Unser schöner Palatschinken!" sagte sie wütend. „Jetzt kann ihn die Afra fressen!"

Bergh ging an ihr vorbei in sein Arbeitszimmer. Er knipste die Tischlampe an, nahm das Telefonbuch und blätterte suchend darin herum.

Endlich fand er den Namen.

Der rostende Ruhm

Teschendorff, Josef. Fabrikant. Schloß Hainau bei Wien.

Bergh klappte das Telefonbuch zu. Schloß Hainau.

Ein Mann, der sein Geld nicht mehr zu zählen brauchte, weil er es kaum noch zählen konnte. Ein Mann, der ihm, dem kleinen Urologen Dr. Martin Bergh, alle Mittel in die Hände legen konnte. Mit seinem Gelde konnte er, Bergh, seine Forschungen so vervollständigen, daß vielleicht einmal – weit, weit in den Nebeln der Hoffnung und des Optimismus – ein Mittel gefunden wurde, das jeden siebten Menschen rettete.

Denn jeder siebte Mensch stirbt an Krebs ...

Bergh sah auf die Standuhr in der Ecke des Zimmers. 2 Uhr morgens ...

Es war die gleiche Zeit, in der zweitausend Meter weiter, im Innern der Stadt Wien, die kleine Reporterin Gabriele Orth aus dem Fenster der Redaktion auf die nachtstille Straße blickte und an den schrecklichen Tod ihrer Mutter dachte.

Chefarzt, dachte Dr. Bergh. Chefarzt des bekannten St.-Emmanuel-Krankenhauses. Große Chirurgie. 320 Betten, 320 Schicksale. Ein moderner OP mit dem eigenartigen, spannungsgeladenen Fluidum, das keiner vergißt, der einmal unter den Operationsscheinwerfern stand und in einen offenen menschlichen Körper blickte.

Aber fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit. Wußte er noch, wie eine Cholezystenterostomie vor sich geht? Gelang ihm noch ein Billroth II?

Es klopfte. Bergh sah erschrocken auf, als hätte man ihn bei einer verbotenen Handlung ertappt. Erna kam mit einem Tablett ins Zimmer.

„Ihr Kognak, Herr Doktor ...“

Bergh nahm das Glas und trank es in einem Zug aus.

„Noch eins, Erna“, sagte er und atmete tief. „Oder zwei. Ach was – bringen Sie die ganze Flasche ...“

*

Drei Tage später holte Teschendorffs großer amerikanischer Wagen Dr. Bergh zur Besichtigung der Klinik ab.

In diesen drei vergangenen Tagen hatte Bergh den Zauber und die Anstrengungen des Ruhmes zu spüren bekommen.

Sein Haus wurde belagert von Reportern und Fotografen. Sie hockten um ihn herum wie hungrige Dohlen und boten Erna große Summen für die Preisgabe einiger Daten oder Anekdoten aus dem Leben ihres Chefs. Das Fernsehen kam ins Haus und machte ein Fünfminuten-Interview. Eine große amerikanische Presse-Agentur erhielt nach langen Verhandlungen die Genehmigung, Aufnahmen von Dr. Bergh zu machen. Er mußte sich an seinen Schreibtisch setzen und so tun, als läse er ein hochwissenschaftliches Buch. Er mußte ein Kognakglas heben und lächeln. Und immer blitzte es um ihn herum. Er hörte Fragen, gab mechanisch Antworten und wurde hin und her geschoben.

Nach einer Stunde warf er alle Reporter aus dem Haus. Unter ihnen war auch Gabriele Orth, die gerade in dem Augenblick eintraf, als Erna energisch die Tür hinter dem letzten Fotografen schloß.

„Wieder zu spät!“ stöhnte Gabriele. Sie setzte sich auf die Gartenmauer und kam sich dabei vor wie jener Typ der Reporterin, die es in hundert Filmen, aber in keiner Redaktion gibt. Doch was blieb ihr anderes übrig? „Es ist zum Heulen!“

Irgendeine dumpfe Ahnung sagte ihr, daß in diesem Haus heute noch etwas geschehen würde. Vielleicht trat Dr. Bergh hinaus auf die Terrasse, vielleicht kamen prominente Besucher, vielleicht ...

Sie wartete geduldig, aß einen Apfel, stellte, als Wolken über den Himmel zogen, Blende und Auslösezeit ihrer Kamera nach und sah mißmutig auf das Küchenfenster.

Gegen 11 Uhr vormittags rollte der große amerikanische Wagen vor das Haus.

Gabriele Orth griff nach der Kamera. Aber es war nur ein Chauffeur, der ausstieg, an der Tür klingelte und nach kurzem Wortwechsel von Erna ins Haus gelassen wurde.

Daß zehn Minuten später zwei Männer in den Wagen stiegen, verpaßte Gabriele wieder; sie wickelte gerade ein Butterbrot aus. Sie bemerkte nur noch, daß jetzt auf den Hintersitzen ein braunhaariger Mann mit grauen Schläfen saß. Der Mann hatte den Mantelkragen hochgeschlagen.

„Wieder zu spät!“ japste sie, hob die Kamera und fotografierte rasch noch den abfahrenden Wagen. Dann fuhr sie ziemlich deprimiert zur Redaktion zurück, ließ das Foto im Labor entwickeln und legte es dem Chefredakteur vor.

„Das ist alles“, sagte sie kläglich. „Er war schon im Wagen, bevor ich ...“

„Wer?“

„Dr. Bergh. Ich hätte so gern sein Gesicht gehabt.“

„Ach Quatsch! Sein Gesicht haben wir jetzt in allen Variationen. Vom Starlächeln bis zum ausgepumpten Wissenschaftler.“ Der Chefredakteur winkte ab und starrte auf die Autonummer. „Aber Ihr Foto, Gabi ... das ist ein Knüller! Das ist genau das, was ich suche!“

„Die Rückseite eines Autos?“ fragte Gabriele Orth verständnislos.

„Die Autonummer, Menschenskind! Mädchen – da haben Sie einen Fang gemacht. In ein paar Minuten werden wir wissen, wem das Auto gehört. Und dann wissen wir, was Dr. Bergh mit diesem Auto zu tun hat! Und wenn wir das wissen, dann haben wir eine Schlagzeile. Und was für eine!“

Eine Stunde später war bekannt, daß Dr. Bergh in dem Wagen des Fabrikanten Teschendorff weggefahren war. Mit Teschendorff aber verband sich der Gedanke an das St.-Emmanuel-Krankenhaus. Was wollte Dr. Bergh in dieser Klinik?

„Schreiben Sie: *Dr. Bergh Chefarzt in St. Emmanuel?* – Über drei Spalten hinweg!“ diktierte der Chefredakteur. Gabriele Orth schüttelte den Kopf:

„Das wissen wir doch noch gar nicht.“

„Darum kommt ja auch ein Fragezeichen dahinter.“

Gabriele schrieb. Ihr war nicht so ganz wohl dabei. Aber wenn der Alte meinte ...

*

Während in der Setzerei die Schlagzeile bereits gesetzt wurde, saß Dr. Bergh im neu eingerichteten Chefarzt-Zimmer des St.-Emmanuel-Krankenhauses dem Finanzier Josef Teschendorff und Baron v. Boltenstern gegenüber.

Seitlich von ihm, in einem hellroten, modernen Sessel, saß mit vorgestreckten, schlanken Beinen Brigitte Teschendorff. Die Sonne schien durch das breite Fenster und durchzog die kastanienfarbigen Haare der Frau wie mit goldenen Irrlichtern.

Brigitte Teschendorff hatte die Hände über den Knien gefaltet und sah mit leicht geneigtem Kopf zu Dr. Bergh hinüber. Er saß hinter dem Schreibtisch, als hätte er den Platz des Chefarztes schon eingenommen.

Sie empfand mit der Aufnahmebereitschaft einer erlebnishungrigen Frau die starke Persönlichkeit, die dieser Arzt verkörperte. Sie beobachtete seine ergrauenden Schläfen, sein schmales Gesicht und seine hellen, schönen Augen wie ein Bild, das man besitzen möchte.

„Wir gehen gleich durch das Haus“, sagte Teschendorff. Er rauchte eine Zigarre und nippte an dem Kognak, den eine junge Schwester hereingebracht hatte. „Ihr erster Eindruck, Herr Doktor? Darf man ihn wissen?“

Dr. Bergh hob die Schultern. Der erste Eindruck? Es war ein Krankenhaus wie jedes andere auch. Der gleiche Desinfektionsgeruch, die gleichen weißen Gänge, weiße Türen mit den Ruflampen, weiße Kittel und weiße Gesichter.

„Warum fragst du Dr. Bergh? Er hat ja noch gar nichts gesehen.“ Brigitte Teschendorff lächelte zu Dr. Bergh hinüber. Es war ein katzenhaftes Lächeln. Die Augen in dem schmalen, hochmütigen Gesicht brannten groß und hungrig.

„Gehen wir“, sagte Dr. Bergh ernst und stand auf.

*

Auf dem Gang vor dem Chefzimmer standen in einer Reihe der Oberarzt, vier Assistenzärzte, vier Ordensschwestern, drei Krankenpfleger und einige freie Schwestern. Sie standen ausgerichtet wie Soldaten. Bergh hatte das Gefühl, als sollte er eine Front abschreiten.

Er wandte sich schnell zu Teschendorff um. Aber hinter ihm stand Brigitte, so nahe, daß er ihren Atem über sein Gesicht streichen fühlte, als er in ihre weiten Augen blickte.

„Die Mannschaft ist angetreten“, flüsterte sie.

Dr. Bergh drehte sich wieder zu den Ärzten und Schwestern um. „Guten Morgen, meine Damen und Herren!“ sagte er laut. „Ich weiß nicht, was man Ihnen gesagt hat – aber ich bin nur ein

Ein Fachwörter-Leitfaden für die medizinisch interessierten Leser unseres neuen Romans

Karzinom: Sammelbezeichnung für bösartig wuchernde Krebsgeschwülste.

Amino-Säuren: Organische Säuren, für das Leben unserer Körperzellen wichtig als Bausteine der Eiweißkörper. Die Arbeit der Nobelpreisträger Prof. Kornberg und Prof. Ochoa befaßt sich mit ihnen.

Kobaltkanone: Landläufige Bezeichnung für ein Gerät zur gezielten Strahlenbehandlung von bösartigen Geschwülsten. Es wird mit Kobalt-Isotopen (Co^{60}) als Strahlenquelle bestückt.

Metastasen: Tochtergeschwülste, die durch Verschleppen von Krankheitsstoffen (z. Krebszellen) meist auf den Lymphwegen entstehen und schließlich zur unheilbaren Ausbreitung des Herdes führen.

Gasbrand: Im Bereich umfangreicher, zerfetzter Wunden, besonders bei Kriegsverletzungen, kommt es durch Infektion mit sogenannten Gasödembazillen zur Gasbildung und zum gefährlichen Gewebszerfall mit Blutvergiftung.

Exartikulation: Das operative Entfernen eines ganzen Körpergliedes durch Herauslösen im Gelenk.

Extirpation: Das operative Entfernen eines Körperorgans oder eines Organteiles.

Cholezystenterostomie: Operatives Herstellen einer künstlichen Verbindung zwischen Gallenblase und Dünndarm.

Billroth II: Nach dem berühmten Chirurgen Theodor Billroth (1829—94) genannte und von ihm zuerst ausgeführte komplizierte Operation, bei der der Magen entfernt, der Zwölffingerdarm verschlossen und eine Magenstumpf-Dünndarmverbindung geschaffen wird.

Besucher und möchte Sie, Herr Oberarzt, bitten, mir Ihr Haus zu zeigen. Sie sind der Hausherr…“

„Das bin ich!“ warf Teschendorff ein. Dr. Bergh sah ihn an.

„Ich denke, Sie sind der Vorsitzende des Kuratoriums?“

„In diesem Haus stecken zwei Millionen von mir.“

„Das mag sein. Aber ich habe in erster Linie ein ärztliches und kein finanzielles Interesse an der Klinik.“ Dr. Bergh nickte dem Oberarzt zu. „Darf ich Sie bitten, Herr Kollege?“

Er ging den Flur hinab, an der Reihe der weißen Kittel entlang. Brigitte folgte ihm. Teschendorff hielt Baron v. Boltenstern am Ärmel des Jacketts fest.

„Er mausert sich schon ganz gut“, sagte er leise. „Ich hätte Lust, ihn gar nicht zu nehmen.“

„Wir brauchen ihn, Josef.“ Baron v. Boltenstern blickte Dr. Bergh nach, der an der Seite des Oberarztes langsam den Gang hinabschritt. Brigitte Teschendorff blieb immer dicht hinter ihm. „Wir brauchen ein Aushängeschild! Daß es nicht billig und nicht bequem sein würde, wußten wir im voraus. Aber sein Ruhm wird auf unsere Klinik fallen. Er ist für uns Gold wert!“

Teschendorff kaute an der Unterlippe. Dann zuckte er kurz mit den Schultern und ging Dr. Bergh nach.

*

Sie besichtigten das Krankenhaus systematisch vom Keller bis unter das Dach. Der Oberarzt erklärte. Die nach dem Weggang wieder zu ihren Stationen geeilten Ärzte und Schwestern führten Dr. Bergh wie bei einer großen Visite von Bett zu Bett und berichteten knapp und umfassend. – Es war ein gut eingespielter Betrieb, halb militärisch wie in allen Kliniken, diszipliniert und reibungslos.

Und doch sah Dr. Bergh Dinge, die ihn erschreckten.

In den Badezimmern standen Betten. Zwei oder gar drei, eng zusammengeschoben, so daß man kaum zwischen ihnen hindurchkam. Die gekachelten Wände strahlten Kälte aus. Ein undichter Wasserhahn tropfte in nervenzermürbender Monotonie.

Die Kranken starrten zu Bergh empor, geduldig, gläubig und ergeben in ihr Schicksal. Sie hatten eine Decke mehr als die anderen Patienten, und doch froren sie des Nachts. Zwei Heizsonnen, die neben der Badewanne standen, verrieten es.

Dr. Bergh ging weiter. Sein Gehirn registrierte, was er sah. Er sagte kein Wort.

Die Röntgenräume. Die Geräte waren vollzählig, aber überaltert. In der Diätküche fand er ein unbeschreibliches Durcheinander.

Der Oberarzt sah auf seine Hände, als sich Dr. Bergh empört umblickte.

„Seit einem Jahr läuft mein Antrag für eine Diätassistentin.“

„Er ist genehmigt“, rief Teschendorff dazwischen. „Es ist nur schwer, das geeignete Personal zu bekommen.“

Im Operationssaal fiel Dr. Bergh die zu kleine Lampe auf. Auch die Anästhesiegeräte waren veraltet. Der Operationstisch genügte nicht mehr den modernen Anforderungen. Das sah er auf den ersten Blick, obwohl er seit 15 Jahren nicht mehr an einem solchen Tisch gestanden hatte.

„Ich brauche einen anderen Tisch“, sagte er laut. Seine Stimme hallte in dem leeren OP und wurde von den Kacheln schrill zurückgeworfen.

Teschendorff nickte.

„Bewilligt.“

„Eine doppelte so große Lampe. Sie reicht für Operationen in der Tiefe kaum aus.“

„Bewilligt.“

Dr. Bergh sah sich noch einmal um. Das hier soll also wieder meine Welt werden, dachte er. Er erschrak innerlich bei diesem Gedanken. Fünfzehn Jahre war es her…

Die Angst stieg heiß in ihm empor. Was sollte er tun, wenn man sofort schwierige Cperationen von ihm verlangte? Wußte er überhaupt, wie ein modernes Instrumentarium aussieht?

„Gehen wir“, sagte er heiser. Er sah den Blick Brigitte Teschendorffs auf sich ruhen, groß, fragend, irgendwie fordernd.

Im Leichenkeller sah er, daß die Kühlanlage nicht ausreichte. Es roch süßlich-verwest. Die Gestorbenen lagen dicht nebeneinander, an den gelbweißen Beinen einen Zettel mit einem Gummiband. Name, Wohnort, Straße, Familienstand, wann gestorben und an was gestorben. Altersangabe.

Der Keller war zu klein. Zu warm. Zu muffig. Ein Alptraum.

Drei Stunden lang gingen sie durch das Krankenhaus. Drei Stunden lang registrierte Dr. Berghs Gehirn die Fehler und die notwendigen Verbesserungen.

„Ich darf Ihnen versichern, daß sich alles ändern wird“, meinte Teschendorff am Ende des Rundganges. „Wir erwarten Ihre Liste mit Abänderungsvorschlägen.“

„Sie dürfte Sie erschrecken, meine Herren.“

„Es geschieht zum Wohle der Menschheit“, sagte Baron v. Boltenstern pathetisch.

„Wir haben 356 Patienten“, sagte der Oberarzt plötzlich.

Dr. Bergh verstand die Bitte. Er dachte an die beiden Sterbenden, die er in einem viel zu engen Badezimmer gesehen hatte. Er sah den Leichenkeller vor sich, die Einheitsdiätküche ohne Fachkraft, die überfüllten Krankenzimmer und den veralteten OP.

Am Nachmittag unterschrieb er mit fester, klarer Schrift seinen Vorvertrag als Chefarzt.

*

Am zweiten Abend nach Abschluß des Vertrages kam Brigitte Teschendorff zu Dr. Bergh.

Sie schob Erna, die sie anmelden wollte, einfach zur Seite und trippelte auf halsbrecherisch hohen Absätzen in das Arbeitszimmer. „Sie brauchen mich nicht anzumelden“, sagte sie zu der Haushälterin. „Ich bin keine Fremde mehr. Nicht wahr, Herr Doktor?“

Bergh saß über der Auswertung einer Mikroskopreihe. Verwirrt, aus seinen Gedanken gerissen, blickte er auf und streifte die Handflächen an seinem weißen Arztmantel ab.

„Gnädige Frau? Sie?“ Er strich sich

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 10

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Lotos, 6. Aston, 10. Kreuzer, 11. Trainer, 14. Leer, 16. Alte, 18. Akt, 20. Mal, 22. Ate, 23. Darm, 24. Niagara, 25. Ruhe, 26. Arius, 28. Gramm, 29. Talar, 30. Udo, 32. Aga, 34. Aue, 35. Star, 37. Herd, 39. Dotter, 40. Nestor, 42. Lite, 44. Leim, 46. Ger, 48. Rot, 50. Gis, 52. Edith, 53. Harem, 54. Irade, 55. Luna, 56. Scherbe, 58. Oger, 59. Eid, 61. Erz, 63. Eli, 64. Spat, 66. Hera, 68. Eckener, 69. Hidalgo, 70. Birne, 71. Senke.
Senkrecht: 2. Oel, 3. Tuer, 4. Ozean, 5. Ser, 6. Ara, 7. Salta, 8. Tito, 9. One, 10. Kokarde, 12. Rathaus, 13. Radau, 15. Bagage, 17. Beere, 19. Trio, 20. Mara, 21. Lama, 22. Aula, 27. Sittich, 29. Tartini, 31. Ratte, 33. Besen, 35. Sol, 36. Ree, 37. Hel, 38. Dom, 41. Beduine, 43. Torero, 45. Fidelio, 46. Gelee, 47. Rind, 48. Rahe, 49. Terz, 50. Gage, 51. Serie, 56. Spann, 57. Egede, 60. Oper, 62. Kran, 64. Ski, 65. Tee, 66. His, 67. Alk.

Silbenrätsel. 1. Dominik, 2. Instleute, 3. Ernani, 4. Armbrust, 5. Lampe, 6. Libanon, 7. Thersites, 8. Asmodi, 9. Eisenbahn, 10. Gounod, 11. Liebling, 12. Immensee, 13. Cherusker, 14. Elvira, 15. Nimrod, 16. Ameise, 17. Uhland, 18. Flegelei, 19. Gladiole, 20. Amerika, 21. Baldrian, 22. Euklid, 23. Niete, 24. Ungarn, 25. Novelle, 26. Demission, 27. Sammelsurium, 28. Cholera, 29. Waldhorn, 30. Idar, 31. Elle, 32. Reni, 33. Imhof, 34. Gilbert.
Die alltaeglichen Aufgaben und Schwierigkeiten sind gerade die, an denen man reift.

Oskars Seereise







Bis zum letzten Einsatz

Der rostende Ruhm

über die etwas in Unordnung geratenen Haare.

„Lassen Sie nur", wehrte sie ab. „Es steht Ihnen gut! Zerwühlte Haare..." Sie lachte ihn an, schob Erna aus dem Zimmer und schloß hinter ihr die Tür. „Sie sehen so herrlich jungenhaft aus..."

Sie setzte sich in einen der Sessel, nestelte aus ihrer Handtasche ein goldenes Zigarettenetui und ein winziges Feuerzeug und steckte sich eine Zigarette an. Ihre Finger zitterten.

Sie ist nervös, dachte Dr. Bergh. Was will sie hier?

„Kommt Ihr Gatte nach?" fragte er, nur um etwas zu sagen.

„Mein Mann weiß nicht, daß ich bei Ihnen bin."

Sie sah ihn durch den aufsteigenden Rauch der Zigarette mit unnatürlich weiten Augen an. Ob sie Morphium spritzt? dachte Bergh plötzlich. „Er darf es auch nicht wissen."

„Aber Ihr Chauffeur..."

„Ich bin allein gekommen. Ich fahre meinen eigenen Wagen. Einen Sportwagen."

„Natürlich. Sie haben einen eigenen Wagen." Er ging zu einem Schrank, der in der Ecke des Raumes eingebaut war. Eine kleine Hausbar mit wenigen Flaschen. Er hatte bisher wenig Besuch bekommen. Die Flaschen wurden alt bei ihm.

„Einen Kognak, gnädige Frau? Oder einen Whisky?"

„Was Sie trinken."

„Kognak?"

„Bitte."

Ihre Blicke verfolgten ihn. Er ging zurück zum Eckschrank, putzte die Gläser aus, umfaßte sie mit beiden Händen, um sie anzuwärmen, und schüttete dann den Kognak ein. Als er zu ihr trat und sich zu ihr niederbeugte, ergriff sie seinen Arm und hielt ihn fest. Ihr Atem flog.

„Ich habe Sie bei Ihrem Vortrag in der Akademie gehört und gesehen. Ich habe gesehen, wie Sie die Medaille bekamen. Sie waren überrascht, verlegen, hilflos vor Glück. Ich mußte Sie immer wieder ansehen, wie Sie da oben standen... ein berühmter Mann, der seinen Ruhm empfängt wie ein unverhofftes Weihnachtsgeschenk. Sie waren wundervoll. Für mich..."

Dr. Bergh richtete sich auf.

„Warum sind Sie zu mir gekommen, gnädige Frau?" fragte er heiser. Ihre Wildheit, ihre Eindeutigkeit, ihr völlig fehlendes Schamgefühl nahmen ihm den Atem. Er strich sich über die Stirn, um zu sehen, ob er schwitzte. Aber seine Haut war glatt und kalt. Die Hitze war nur innerlich, und sie wurde unerträglich, wenn er in ihre Augen blickte.

„Ich komme als Patientin zu Ihnen", sagte sie leise, mit vibrierender Stimme.

„Um diese Zeit?"

„Ist ein Arzt nicht immer ein Arzt?"

„Nachts behandle ich nur akute Fälle."

„Ich bin ein akuter Fall..."

Brigitte Teschendorff erhob sich aus dem Sessel. Sie trank im Stehen das Glas Kognak leer. Dann öffnete sie die Kostümjacke, warf sie über die Sessellehne und begann sich die Bluse aufzuknöpfen.

„Was machen Sie denn da?" fuhr Bergh sie an. Er ging mit ein paar großen Schritten zum Lichtschalter und drehte die starke Deckenbeleuchtung an. Im grellen Schein der Lampen sah Brigitte Teschendorff entzaubert aus, weniger lockend. Eher lächerlich und peinlich.

„Machen Sie das Licht aus", murmelte sie. Sie empfand die brutale Demaskierung mit dem Instinkt einer Frau, die das Licht haßt.

„Ziehen Sie sich wieder an", befahl er grob.

Sie tat, als hätte sie ihn nicht gehört. Sie erreichte den Schalter, drehte das Deckenlicht wieder aus und wandte sich an der Tür um.

„Sind Sie der Mann, für den ich Sie halte?" fragte sie leise.

„Ich weiß nicht, für was Sie mich halten... Ich werde Ihrem Gatten den Aufbau einer modernen Klinik verdanken..." wich er aus. Sie schnippte spöttisch mit den Fingern.

„Die Hälfte allen Vermögens und aller Fabriken gehört mir. Sie wären mir zu gleichem Dank verpflichtet wie meinem Mann, Doktor Bergh. Ihm drücken Sie die Hand – einer Frau kann man anders danken. Schöner, wirklicher..."

Dr. Bergh drehte ihr abrupt den Rücken zu. Es war eine bewußt beleidigende Geste. Aber er sah keine andere Möglichkeit, aus dieser ungeheuerlichen Situation herauszukommen.

„Ich bitte Sie nochmals, gnädige Frau: Ziehen Sie sich an."

„Wollen Sie, daß ich Sie hassen lerne?"

Ihre Stimme war rauh. Plötzlich stand sie neben ihm und riß ihn an der Schulter zu sich herum – mit einer Kraft, die er nicht in ihrem schlanken Körper vermutet hätte.

„Sehen Sie mich an, Sie! Und hören Sie zu! Tagelang habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt – seit den Minuten, in denen ich Sie dort oben stehen sah, geehrt von aller Welt. Vielleicht ist es Wahnsinn... sicher ist es Wahnsinn... aber ich bin noch keine alte Frau. Ich bin zweiundvierzig Jahre alt, ich will und ich muß leben! – Wissen Sie, was mein Mann ist? Eine Rechenmaschine, die morgens aufgedreht wird, abends abgeschnurrt ist und die Ergebnisse aufs Papier speit. Dann geht er auf die Jagd oder spielt Roulette oder säuft wie eine Kuh Whisky und Kognak und liegt nachher schnarchend im Bett. Um mich kümmert er sich nicht... Ich bin ein Teil seiner Sammlung. Eine lebende Skulptur, die er bei Bällen und Festen ausstellt und auf die er stolz ist. Aber ich habe ein Recht zu leben, und ich will mir dieses Recht nehmen. Auch wenn ich dabei vor die Hunde gehe!"

Sie lehnte sich an Berghs Brust. Ihre Augen starrten ihn mit einer Wildheit an, die er wie körperliche Schläge empfand.

„Ich werde Ihnen ein Mittel zur Beruhigung aufschreiben", sagte er stockend.

„Ein Mittel?!" schrie sie. „Ich will kein Mittel. Ich will geliebt werden! Ich will..."

Sie warf ihre Hände empor, riß seinen Kopf zu sich herunter und küßte ihn mit heißen, trockenen Lippen. Bergh wehrte sie ab. Er preßte ihre Arme, bis sie aufschrie und seinen Kopf losließ.

„Ziehen Sie sich an!" schrie er ihr zu.

Brigitte Teschendorff legte ihre Arme gekreuzt über die Brust. Mit halb geschlossenen Augen sah sie zu Bergh empor. Blässe durchzog ihr gerötetes Gesicht; dann wurde es ganz weiß.

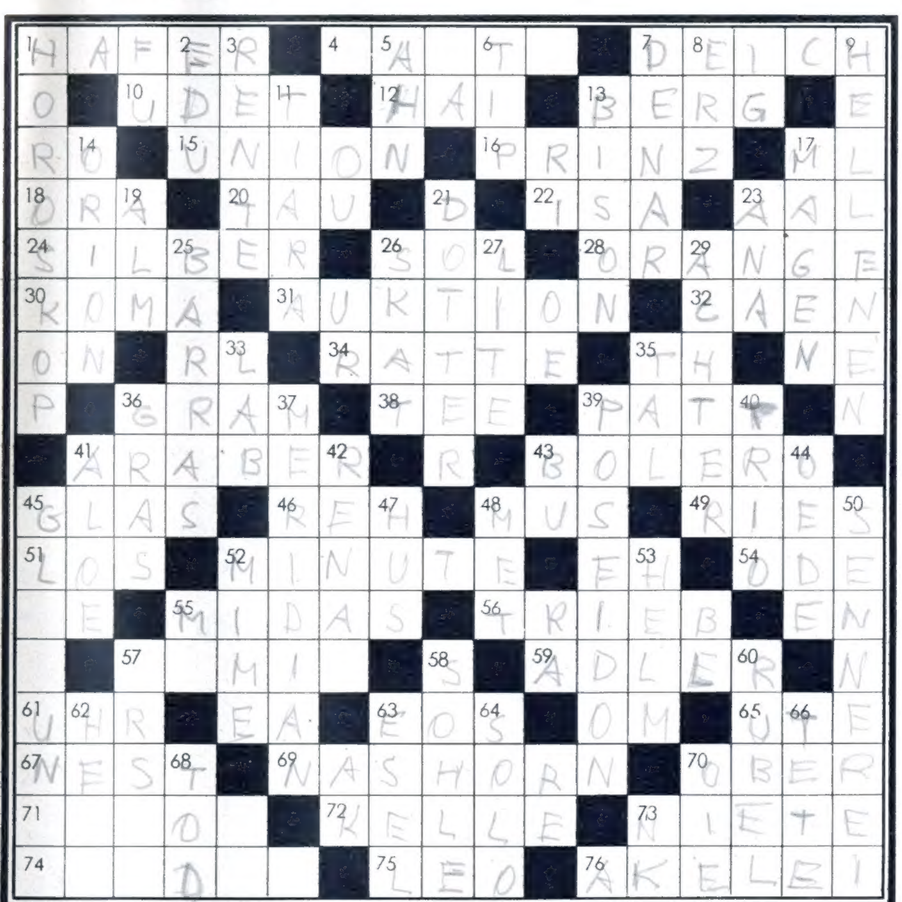
„Sie werden mich ab heute anders sehen, Doktor Bergh", sagte sie leise und drohend. „Ich verspreche es Ihnen..."

(Fortsetzung folgt)

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 330441. Fernschr. 041 1655
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM einschließlich 13,35 Pf Zeitungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf
Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany
Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70.— · Frankreich NF —.70 · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.90 incl. oms · Schweiz sfr. —.60 · USA $ —.25





Waagerecht: 1. Getreidesorte, 4. Musikinstrument, 7. Schutzdamm, 10. deutscher Flieger †, 12. Raubfisch, 13. Bodenerhebung, 15. Vereinigung, 16. Fürstentitel, 18. lat.: bete, 20. Schiffsseil, 22. mohammedan. Name Jesu, 23. Speisefisch, 24. Edelmetall, 26. röm. Sonnengott, 28. Südfrucht, 30. schwere Bewußtlosigkeit, Schlafsucht, 31. Versteigerung, 32. nordfranz. Stadt, 34. Nagetier, 36. Kummer, Leid, 38. Getränk, 39. Endstellung im Schachspiel, 41. oriental. Volk, 43. kurze Jacke, 45. Trinkgefäß, 46. Waldtier, 48. Fruchtbrei, 49. Papiermaß, 51. Lotterieanteilschein, 52. Zeitbegriff, 54. feierl. Gedicht, 55. sagenhafter König Phrygiens, 56. Keimkraft, Pflanzenwuchs, 57. Männername, 59. Raubvogel, 61. Zeitmesser, 63. Göttin der Morgenröte, 65. Frauengestalt des Nibelungenliedes, 67. Vogelbau, 69. dickhäutiges Säugetier, 70. Gasthausangestellter, 71. Tonhalle, 72. Schöpflöffel, 73. Fehllos, 74. westslaw. Bevölkerung der Lausitz, 75. Papstname, 76. Wiesenpflanze.

Senkrecht: 1. Lebensdeutung aus den Sternen, 2. Männerkurzname, 3. laufende Unterstützung, 5. Vorfahr, 6. Sportwink, 7. altröm. Münze, 8. Bodenschatz, 9. Name der Griechen, 11. Papstkrone, 13. nordamerik. Büffel, 14. Sternbild, 17. Körperorgan, 19. Bergweide, 21. Eigelb, 23. Sammlung geflügelter Worte, 25. Soldatenwesen: Heerwesen, Militär, 26. bel. Kartenspiel, 27. Höriger, Gefolgsmann, 29. Sportboot, Ruderboot, 33. Ferment, 35. Bergeinschnitt, 36. Halmgewächs, 37. Kreislinie auf der Erde oder der Himmelskugel, 39. griech. Meergott, 40. Tonstück für Drei, 41. Arzneipflanze, 42. franz. Gelehrter † 1892, 44. verlassene Gegend, 45. russ. Komponist † 1936, 47. tschechischer Reformator, 48. Honigwein, 50. Almwirtschaft, 52. Schauspieler, 53. militär. Kopfbedeckung, 57. chem. Grundstoff, 58. starkkantiges Schnittholz, 60. russ. Münze, 62. Rückstand beim Hecheln, 63. Grautier, 64. Einzelvortrag, 66. Spitze eines Truppenkörpers, 68. Lebensende, 70. kl. Insel bei Greifswald.

Silbenrätsel

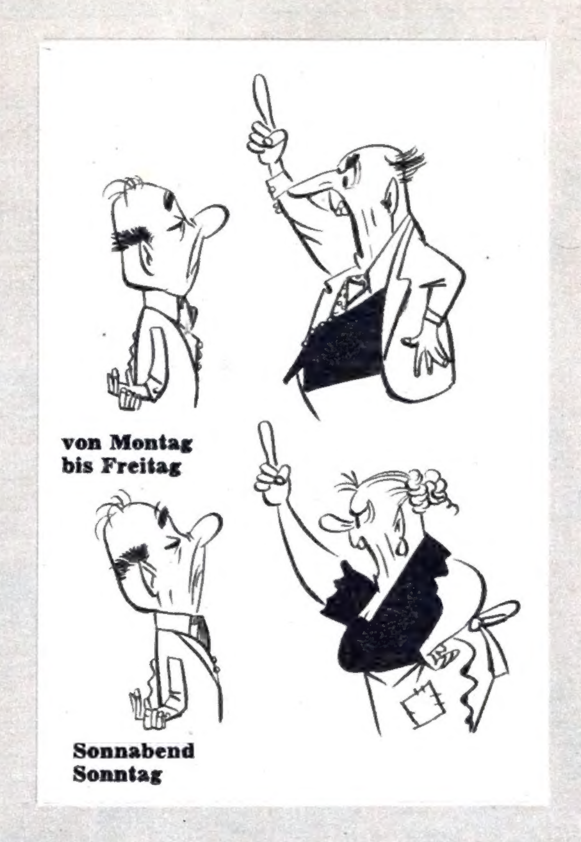
Aus den Silben: a – ä – am – as – be – bee – birk – chau – dak – de – deau – di – dieb dol – e – e – ein – em – en – er – erd – fall – flu – ga – ge – gen – go – hahn – hei – hol hy – im – in – in – ing – ker – kow – land – lar – le – li – lo – lun – lus – man – me – me me – mi – ne – nen – ni – ni – nip – no – non – nord – now – nung – po – ra – rah – re re – ro – ros – rott – sa – sent – si – stein – stro – strow – ta – tei – ty – un – weil wel – werth – west – wi – wu – za – sind 33 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort von Robert Watson Watt ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. franz. Physiker ....
2. Mißgeschick ....
3. Weinschaum ....
4. Waldvogel ....
5. Handwerkervereinigung ....
6. dtsch. Erfinder † 1940 ....
7. Musikdrama von R. Strauß ....
8. Hausvorbau ....
9. Himmelsrichtung ....
10. Ostseebad in Mecklenburg ....
11. Nährmutter ....
12. dtsch. Schriftsteller † ....
13. Stadt am oberen Neckar ....
14. Raubtier ....
15. Prophet im A. T. ....
16. fleißiges Insekt ....
17. Nichtstuer ....
18. seitliche Galerie ....
19. Zwerggeschlecht d. deutsch. Sage ....
20. russ. Geschlecht ....
21. Erkältungskrankheit ....
22. Rheininsel ....
23. amerikan. Währungseinheit ....
24. Oper von Meyerbeer ....
25. aromatische Frucht ....
26. ital. Komponist † ....
27. Wildrind ....
28. Werk von Schillings ....
29. berühmter Physiker ....
30. griech. Versfuß ....
31. Harzart ....
32. Prosaerzählung ....
33. der Erretter, Erlöser ....

Auflösungen der Rätsel aus Heft 10 auf Seite 43



„Ich freue mich schon immer auf den Sonnabend, da kann ich mich mal richtig ausarbeiten."



5 Tage-Woche

gezeichnet von Rudi Föcke



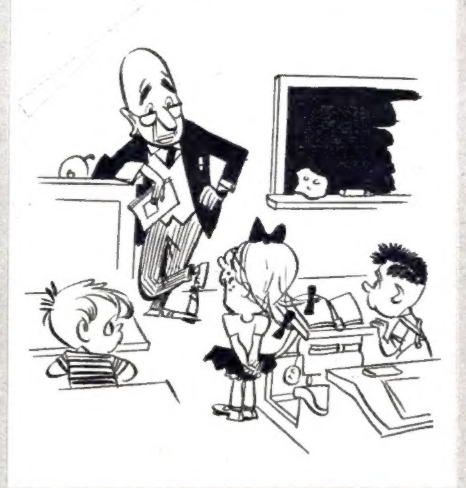
„Vergiß heut nicht, Putzmittel und Bohnerwachs mitzubringen. Du weißt, daß du morgen deinen freien Tag hast!"



„... wenn ich doch bloß am Sonnabend wieder ins Büro könnte!"



„Ihr müßt heut selber kochen! Meine 40-Stunden-Woche endet am Mittwochabend!"



„Der Herr schuf Himmel und Erde in 5 Tagen — am 6ten und 7ten Tag ruhte er."



„Mein Mann plädiert für das 5-Tage-Wochenende!"



Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Jllustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand.

Sind Schwachsinnige erziehbar?

Herr Franz G. schreibt:

Sie veröffentlichten in der „Frankfurter Jllustrierten" vom 21. 11. 59 (Nr. 47) unter dem Titel „Ist mein Kind intelligent?" einen Test, der es ermöglicht, den Intelligenzstand eines Kindes zu ermitteln. Ich möchte nun wissen, ob ein schwachsinniges Kind überhaupt erziehbar ist. Speziell hätte ich noch die Frage, ob Schwachsinnige grundsätzlich auch moralisch defekt und daher eine Gefahr für die Umwelt sind.

Dr. Brand antwortet:

Als ich damals den Test veröffentlichte, wies ich ausdrücklich darauf hin, daß es ein Test „nur für den Hausgebrauch" sei. Ob Schwachsinn vorliegt, kann nur ein psychologisch geschulter Arzt, bzw. der Psychiater feststellen. Hoffentlich haben Sie das nicht vergessen, lieber Herr G.

Nun zu Ihren Fragen:

Je nach Grad des Schwachsinns und der möglichen Bildungsfähigkeit kommt für ein schwachsinniges Kind eine Hilfsschule oder eine besondere Anstalt für Schwachsinnige in Frage. Auch hier schaltet sich der Psychiater erkennend und beratend ein. In vielen Fällen stellt sich übrigens erst in der Schule heraus, daß ein Kind schwachsinnig ist. Wenn der Lehrer von einem Kind den Eindruck gewonnen hat, es liege Schwachsinn vor, wird er die Eltern darauf aufmerksam machen und sie bitten, eine psychiatrische Untersuchung zu veranlassen.

Leider stößt eine solche Anregung häufig auf den erregten Widerspruch der Eltern, die es einfach nicht wahrhaben möchten, daß mit ihrem Kind nicht alles in Ordnung sei. Das ist zwar nur zu verständlich von den Eltern, aber auch töricht und zwecklos. Man quält das Kind mit einem Bildungsgang, dem es nicht gewachsen ist.

Schwachsinnige Kinder sind immer auch schwer erziehbar. Die Bildungsfähigkeit bleibt begrenzt, wenn sie überhaupt gegeben ist.

Für Schwachsinnige kommen durchweg nur einfache Arbeiten in Frage. Je nach dem Grad des Defektes kann unter ärztlicher Beratung und Kontrolle oft eine entsprechende Arbeitsstelle vermittelt werden.

Der Schwachsinnige muß also nicht unbedingt sein Leben in einer Anstalt verbringen. Das hängt durchweg von seiner Harmlosigkeit — oder Gefährlichkeit ab. Eines wäre auf jeden Fall nicht nur falsch, sondern sogar gefährlich: einen Schwachsinnigen nicht arbeiten zu lassen! Arbeit ist Ablenkung!

Um auch Ihre zweite, spezielle Frage zu beantworten:

Schwachsinn ist in der Hauptsache durch Intelligenzschwäche gekennzeichnet. Folglich sind Schwachsinnige auch „moralisch schwach". Bei einer Untersuchung von 325 schwachsinnigen Zöglingen in einer Anstalt erwiesen sich nur 48 als „moralisch nicht beunruhigend gefährdet".

... *Feinwaschbad der tausend Möglichkeiten!*

Fewa

F 51/60

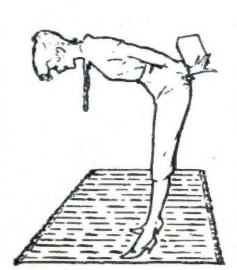
Zartes will zart behandelt sein, also erwarten Sie von einem Waschmittel Behutsamkeit. Schmutz aber ist hartnäckig, deshalb verlangen Sie besondere Gründlichkeit. Von wertvollen Teppichen bis zur hauchzarten »Perlon«-Garnitur pflegt FEWA alles, was Ihnen am Herzen liegt, denn FEWA ist schonend und waschaktiv in gleicher Weise. Diese Vorzüge machen das neue FEWA so vielseitig.



Nylon, »Perlon«, Wolle, Seide, Baumwolle — im FEWA-Feinwaschbad werden alle Gewebe wieder weich und elastisch, schmiegsam und duftend-frisch. Deshalb fühlt man sich so wohl in FEWA-gepflegten Sachen.



Schont Farben und Gewebe... Nicht alle Textilien sind so unempfindlich wie sie aussehen, deshalb brauchen Sie ein Waschmittel, das auf zarte Gewebe und empfindliche Farben Rücksicht nimmt und trotzdem allen Schmutz gründlich herauswäscht: FEWA, das neue vielseitige FEWA.



Teppiche, Läufer, Möbelstoffe... Der üppige FEWA-Schaum ist nicht nur fürs Auge da. Das sehen Sie sofort, wenn Sie Teppiche und Möbelstoffe mit FEWA-Schaum reinigen. Schnell und zuverlässig sind die Gewebe vom Schmutz befreit. Ja, FEWA-frische Sauberkeit ist wunderbar.